
Bibliothek
der
Friedr.-Wilh.-Schule
№ VII L D 7

[Bibiothek der neusten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde ... Bd. 5]

Reise
nach der westlichen
Küste von Africa

in den

Jahren 1786 und 1787.

von

L. Degrandepré.

Aus dem Französischen übersetzt

und

mit Anmerkungen versehen.

Von

M. C. Sprengel.

Weimar,

im Verlage des Industrie-Comptoirs,

1801.

Einleitung.

Die Nebenländer der Portugiesen in Africa, nebst den Negerstaaten welche in ihrer Nachbarschaft liegen, und in sehr geringer Verbindung mit dem Mutterlande stehen, sind nach ihrem Umfange und gegenwärtiger Beschaffenheit äußerst unbekannt, weil die Regierung eine getreue Darstellung so vieler bisher ganz vernachlässigten Provinzen nicht zu begünstigen scheint, auch der Nation selber die nähere Kenntniß ihrer alten Entdeckungen noch kein Bedürfniß geworden ist. Daher erfüllen inländische Versuche die Kenntniß dieser und anderer portugiesischen Colonien aufzuhellen, ihren Plan so unbefriedigend, wie einzelne Versuche in den

Schriften der Lissabonner Academie der Wissenschaften und neuere Werke über Brasilien beweisen. Nicht selten ist das Publicum mit dergleichen seynsollenden Aufklärungen getäuscht worden, wie Deutschland in diesem Jahre erfahren hat. In voriger Ostermesse erschien unter andern des Bischofs da Cunha de Azeredo Coutinho Versuch über Portugals Handel mit seinen Colonien (Lissabon 1794. kl. 4.) deutsch übersetzt. Obgleich der Verf. in Brasilien schrieb, und man von ihm gewiß neue Aufschlüsse über diesen dunkeln Gegenstand zu erwarten berechtigt war, so hat er uns doch nur Auszüge aus Montesquiou, Raynal, Bielefeld und andern gegeben, und mit ihnen eine gelehrte Fehde angefangen. Man muß daher mehr bewundern, wie diese ketzerischen Schriften nach Fernambuk dem Sitze des Bischofs gelangten, als daß er so wenig von Brasilien, und noch weniger von dem westlichen Africa erfahren konnte, das mit Brasilien in so alter, in unsern Zeiten nie unterbrochner Handelsverbindung stand.

Was wir von den westafricanischen, Brasilien gegenüber liegenden Negerländern wissen, haben uns seit zweihundert Jahren fremde Missionarien und Seefahrer aufgezeichnet. Diese bereiseten entweder das weiland mächtige Reich Congo, oder die seitdem davon abge-

rissenen Provinzen, Loango, Sogno, Angola und Bengela. Sie erstrecken sich sämmtlich vom Vorgebirge Lope Gonsalvez bis zum Flusse St. Franciscus, und nur ein Theil davon ist den Portugiesen wirklich unterworfen, so oft sie auch ihre Herrschaft jenseit des Massula und Zaireflusses auszudehnen gesucht haben. Sie theilen daher ihr eigentliches Gebiet in Angola, wovon Loanda di St. Paulo die Hauptstadt, und Bengella wovon St. Felippe de Bengella der Hauptposten ist.

Die Negerländer nordwärts des Zaireflusses bis Cap Lope Gonsalvez, sind bisher mehr von Europäischen Sclavenhändlern als von Portugiesen besucht worden, und auf ihre Beschreibung hat sich Herr Degrandpre in der hier auszugsweise zusammengedrängten Reise (Voyage a la Cote occidentale de l'Afrique dans les annees 1786. et 1787. Paris 1801. 2 Vol. 8.) eingeschränkt. Er ertheilt darin vom Reiche Loango Nachricht, welches in neuern Zeiten an Herrn Proyart einen sehr unterrichtenden Beschreiber gefunden hat. Aber welche Länder der sogenannte König von Loango beherrscht, oder ehemals zu seiner Herrschaft rechnete, darüber sind wir noch lange nicht belehrt. Diese haben mancherley Revolutionen erlitten, die Herrschaft der Könige von Loango, war über Anjoi, Cacongo, Jomba, (Majomba) nie fest gegründet, die

innern Districte sind gar nicht, oder selten besucht worden, und Völker die weder lesen noch schreiben können, haben keine deutliche Vorstellung von Landesgrenzen. Daher nennen ältere Reisebeschreiber den Theil der Küste Loango, der sich vom Cap Lope Gonsalvez bis an den Zairefluß ausdehnt, und dasselbe von Sogno scheidet. Nach Projart hat es eine noch geringere Ausdehnung, die ungefähr zwanzig Meilen von Norden nach Süden beträgt, nämlich, die Küste von Loango reicht vom Dorfe Makanda 4° 45′ südlicher Breite bis zum Fluß Loango Luise, so daß weder Majomba noch Cacongo dazu gehören. Ob Projart seine Angabe aus den von ihm bearbeiteten Missionsberichten gezogen habe, davon sagt er nichts. Es ist aber wahrscheinlich, daß er bei dieser Bestimmung Barbot oder Dapper folgte, die beide den Fluß Luisa als südliche Grenze annehmen. Nach Herrn Degrandpré hat Loango aber einen größern Umfang, und da er dort außer seinem Handel sich mit Erforschung des Landes beschäftigte, und von den schwarzen Mäklern leicht erfahren konnte, was 1787 zu Loango gehörte, so scheint seine Angabe zur Zeit die richtigste zu seyn. Gegenwärtig heißt also Loango die ganze Küste vom Kap St. Catharina, bis zum Ambrizflusse, und begreift außer Loango selber die Provinzen Majombo, Cacongo, Anjoi und Sogno, welche man sonst für unabhängige Reiche hielt. Sie haben zwar

ihre eigene Fürsten, die aber dem König von Loango unterworfen sind, auch haben ihre Prinzen Hoffnung, den Thron von Loango zu besteigen.

Wie wenig das heutige oder ehemalige Loango bekannt war, beweist die Beurtheilung der Reisebeschreiber und Geographen, in denen sich Nachrichten von Loango, Cacongo ꝛc. finden, mit welchen der Herausgeber des verdeutschten Projard seine Uebersetzung bereichert hat. Loango und die benachbarten Negerstaaten waren den Portugiesen schon seit 1484 bekannt, wie die Namen vieler Flüsse und Vorgebirge bezeugen, und der erste gewiß bekannte Entdecker dieser Länder, Diego Can, landete 1484 in der Nähe des Zaireflusses. (Barros Asia. T. I, S. 39.) Von seinen Landsleuten, oder andern Europäern, die seiner Spur folgten, war Eduard Lopez von Benevento in Portugal gebürtig, der erste, welcher die Abweichungen dieser Länder von dem was er sonst gesehen hatte, aufzeichnete. Er kam 1578 wahrscheinlich in Handelsgeschäften nach Congo, und ward nach einem Aufenthalt mehrerer Jahre vom Fürsten von Congo, als Gesandter an den König von Spanien, Philip II. und den Pabst in Rom geschickt, um von beiden Gehülfen zur Ausbreitung des Christenthums in den Negerländern zu erlangen. In Madrid trat er in den geistlichen Stand, und ging,

weil den damaligen Beherrscher Portugals wichtigere Gegenstände beschäftigten, als die geistlichen Angelegenheiten von Congo, nach Rom, dort ward er nicht viel besser aufgenommen, kehrte jedoch, weil er unter päbstlicher Begünstigung unter den Negern ein Seminarium und Hospital stiften wollte, nach Congo zurück, und ist dort bald darauf gestorben. Seine Beschreibung von diesen africanischen Ländern, (Relazione delle Reame Congo e delle circonvizinie contrade tratte delle dalli Scritti eragionamenti di Odoardo Lopez per Filippo Pigafetta. Roma. 1591. 4.) ist nicht von ihm selbst, sondern von dem auf dem Titel genannten Pigafetta aus seinen Papieren und mündlichen Erzählungen, ohne allen Plan und Ordnung zusammengetragen, daher Pigafetta und Lopez zuweilen mit einander verwechselt, oder als zwei ganz verschiedene Reisebeschreiber citirt werden. Lopez Bericht ist hernach aus dieser Urschrift englisch, lateinisch, deutsch und holländisch übersetzt worden. Er oder sein Herausgeber verbreitet sich nicht blos über die von ihm besuchten Gegenden, sondern auch über die unbekannten Negerländer im Innern Africa, das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Länder der Kaffer in Ostafrica, selbst über Abissinien, die Insel Madagascar und die Quellen des Nils. Ausser den Kriegen, welche die Neger zu seiner Zeit mit einander führten, und den Bemü-

hungen der Portugiesen hier das Christenthum auszubreiten, beschreibt Lopez die Reiche Congo und Loango am ausführlichsten. Das erstere wird von ihm in dieselben sechs Provinzen vertheilt, welche neuere Reisebeschreiber ebenfalls kennen. Einzelne Naturmerkwürdigkeiten detaillirt er sehr genau und deutlich, wie unter andern seine Beschreibung des Zebra beweist. Freilich muß man die Amazonen in Africa und andere Fabeln auf die Rechnung seines Zeitalters schreiben, allein den größten Theil seiner Beobachtungen haben spätere Erfahrungen bestätigt.

Fast zu gleicher Zeit kam der Engländer, Andreas Battel, nach Congo. Er schiffte 1589 als Freibeuter nach Zerstörung der unüberwindlichen Flotte, nach dem la Platafluß, um spanische reichbeladene Schiffe zu kapern, gerieth aber in die Gefangenschaft der Spanier, und ward als Seeräuber nach Congo transportirt. Da Battel wegen wiederholter Versuche sich wieder in Freiheit zu setzen, geraume Zeit in Ketten und Banden lag, zuweilen in den Grenzposten gegen die unbezwungenen Neger als Soldat dienen mußte, oder gezwungen war unter den rohesten Wilden zu leben, so hatte er freilich Gelegenheit genug, die seltensten Nachrichten einzuziehen, allein desto weniger seine Erfahrungen zu sammeln. Indessen er vermeidet in seinem

Bericht von den erlebten wunderbaren Schicksalen, Fabeln und Uebertreibungen sorgfältigst und bestätigt viele von Lopez manchen unglaublich scheinende Angaben. Letzter versichert unter andern, europäische Hunde würden von den Negern ungeheuer bezahlt, weil die ihrigen nicht bellen können, und daß für einen Hund wol drei und zwanzig Sclaven hingegeben würden. Battel wiederholt eben dasselbe ohne etwas von Lopez zu wissen und berichtet daß ein Hund dorten den Negern dreißig Pf. St. koste, welches nach damaligen Negerpreisen wenigstens zwölf Sclaven beträgt. In Loango verweilte Battel drei Jahre, und ihm waren die Städte Loango, Majomba, Cabenda nicht unbekannt, auch nennt er die Provinzen Anjoi, und Cacongo. Zu seiner Zeit begrenzte der Zairefluß das Reich Loango gegen Süden, und es war in vier große Herrschaften vertheilt, deren Namen er vielleicht bei seiner Zuhausekunft vergessen hatte, die aber Samuel Blomerts und Dapper uns erhalten haben. Nach diesen hießen sie Loangiri, Loangomongo, Chilongo und Piri. Er bemerkt zuerst was spätere Reisende längst bestätigt haben, daß Negerweiber zuweilen weiße Kinder gebähren, die zu seiner Zeit Dondos genannt wurden, und dem Könige als Zauberer dienten. Man sagte ihm auch, daß östlich von Majomba (Gomba) ein Volk aus Zwergen bestehend wohnen solle, Matimbas genannt, welche nicht größer

als zwölfjährige Knaben waren. S. Andreas Battels Reise nach Brasilien und Angola in Purchas Pilgrimes T. II. S. 970 ꝛc. und P. van der Aa Versameling der gedenkwaardigsten Zee en Land Reyzen D. XX. S. 1 bis 46.

Nach Battel der fast achtzehn Jahre mit diesen und andern Abentheuern außerhalb seines Vaterlandes zugebracht hatte, fand sich lange Zeit kein Reisender nach diesen Ländern, der seine Fährlichkeiten unter den Horden verzeichnet hätte. Von Zeit zu Zeit sind freilich Missionarien nach Angola geschickt worden, allein ihre Berichte sind entweder verloren gegangen, im Archiv der Propaganda vermodert, oder diese Geistlichen hatten keine Neigung die Völkerkunde zu erweitern, konnten vielleicht auch nicht wegen ihrer religiösen Geschäfte und anderer Abhaltungen an Länderbeschreibungen denken. Nur wenige von ihnen kamen nach Loango, und diejenigen welche sich in einige Provinzen dieses Negerreichs wagten, erwähnen dasselbe nur beiläufig. Daher findet man bei den ersten Negerbekehrern Dyonis. Carli, und Michael Angelo di Gattina, welche blos Congo bereiseten wenig mehr, als die Anzeige ihrer Amtsverrichtungen, beschwerlichen Reisen, und einzelner Gegenstände, die ihre Aufmerksamkeit reizten. (Angelo de

Gattina, e. Dionigio Carli di Piacenza Viaggio nel regno di Congo Regio 1672. 12. französisch in Labat Ethiopie occidentale. T. V. S. 1 — 268).

Ihnen folgte 1682 der Kapuziner Hieronymus Merolla, von Sorrento, nach Congo, Sogno, und Loango. Obgleich seine Reise (Angelo Picardo relatione del Padre Geron. Merolla da Sorrento nel Regno di Congo Napoli 1692 8. englisch in Churchills Collection of Voyages V. I. S. 650 rc.) sich eigentlich mit seinen und seiner Gefährten Schicksalen beschäftigt, und eine Menge alägliche Vorfälle wie seine Zwistigkeiten mit englischen Sclavenhändlern enthält, so findet man darin doch einzelne geographische Aufschlüsse. Am ausführlichsten hat Merolla die Provinz Sogno beschrieben, und Loango kömmt bei ihm nur beiläufig vor. Er scheint aber dasselbe mit Cacongo für ein und dasselbe Reich zu halten obgleich beide eigene Könige hatten. Sonst stimmt er bei den Sitten der Neger und der Beschaffenheit des Landes mit seinen Vorgängern überein.

Andere Missionarien der römischen Kirche haben uns ebenfalls die westlichen Neger-Länder beschrieben, nur nicht Loango, oder die dazugehörenden Provinzen jenseit des Zaireflusses. Von ihnen hat der Capuziner

Johann Anton Cavazzi de Monte Cucullo, die Reiche Congo und Angola am ausführlichsten behandelt. Er war zweimal in den westlichen Negerländern. Auf der ersten Reise kam er 1654 nach Congo und blieb hier vierzehn Jahre. Um 1668 kam er wieder nach Rom zurück, und ertheilte hier der Propagande einen sehr detaillirten Bericht von seinen geistlichen Verrichtungen und der Beschaffenheit des westlichen Africa. In Rom fand man seine Beobachtungen so wichtig, daß er den Auftrag erhielt solche zum Druck abzufassen. Da ihm aber die portugiesische Sprache wegen seiner langen Abwesenheit geläufig geworden, oder sein Bericht mit vielen Negerausdrücken angefüllt war, so erhielt ein anderer Mönch Fortunatus Alamandini von Bologna den Auftrag des Verfassers Handschrift unter seinen Augen italienisch zu übersetzen. Alamandinis Arbeit ward hierauf 1687 in Bologna gedruckt und hernach vom Vater Labat frei ins französische übersetzt, und aus andern Berichten vermehrt. Labats Uebersetzung füllt den größten Theil seiner Relation historique de l'Ethiopie occidentale. T. I — V. Paris 1732 und Cavazzis Beschreibung von Congo, Angola und Matamba nimmt darin die drei ersten Bände und den größten Theil des vierten ein. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts beschrieb ein anderer Capuziner Anton Zuchelli von Gradisca seine Schicksale unter den Negern. (Zuchelli relatione de l'Viaggio e missione

de Congo nell Ethiopia inferiore occidentale, Venet. 1712 4. deutsch Frankfurt 1712 4.) Er hat in dieser Reise außer den Nachrichten von Congo eine weitläufige Relation seiner Reise durch Spanien, Bemerkungen über Brasilien, und sogar was wohl keiner hier erwarten möchte, die Beschreibung der Feierlichkeiten eingeschaltet, welche in Lissabon bei der Ankunft des Königs Carl III. von Oesterreich, und bei seiner Abreise nach Spanien veranstaltet wurden. Was er über Congo zusammentrug besteht vorzüglich in seinen Missionsverrichtungen, er verräth aber in seinem Bericht, den dicksten Aberglauben. Er versichert, daß viele von den Negersclaven, welche während des Transports von Angola nach Brasilien sterben, wirklich vom Teufel geholt würden. So sagt er S. 501 der deutschen Uebersetzung: Viele von diesen Schwarzen, welche von aller Krankheit frei waren, erwählten, wegen des einzigen Widerwillens nach Brasilien zu gehen freiwillig zu sterben, indem sie selbst die Augen und die Hände verkehrten, wurden sie vom Teufel erstickt, wegen der Verträge, die sie mit ihm hatten. Dieser Disordre demnach, wenn sie nicht so geschwinde effectuiret, oder von den Weissen gemerkt wird hilft das Feuer. Denn wenn sie, da sie sterben wollen, anfangen die Zunge zu bewegen, und die Weissen fertig sind, ihnen selbe mit einem glühenden Feuerbrande zu berühren, so läßt der Teufel von seiner

Wirkung nach, und werden von dem Tode präserviret; auf diese Art haben wir vielen Schwarzen das Leben erhalten.

Mehrere dieser Beschreibungen des westlichen Ethiopiens benutzte der bekannte holländische Arzt Oliver Dapper, der 1690 starb, in seiner Beschreibung von Africa, welche zuerst 1668 in Amsterdam mit vielen Kupfern im Druck erschien, und geraume Zeit als Hauptwerk über Negerländer gebraucht ward. Dapper war nie in den beschriebenen Ländern gewesen, sondern entlehnte seine Nachrichten aus den damahls vorhandenen Reisebeschreibern, denen er ohne Prüfung und Auswahl folgte, solche aber vorzüglich bei seiner Arbeit zum Grunde legte, welche am ausführlichsten die besuchten Negerländer dargestellt hatten. Unter seinen Führern scheint ein gewisser Samuel Blomerts ein vorzüglich genauer Beobachter gewesen zu seyn. Dieser Blomerts ist aber so unbekannt, daß man nicht weiß, wenn er lebte, zu welcher Zeit er in Westafrica war, und welche Länder er bereisete. In Loango und Congo war er gewiß. Denn eben bei diesen Reisen unterscheidet sich Dapper vortheilhaft von seinen Vorgängern, durch eine reiche Nachlese vieler von andern übersehenen Gebräuche und Denkwürdigkeiten. Blomerts hat zuerst die verschiedenen Provinzen genannt, aus welchen das

Reich Loango besteht, und nach ihm macht gleichfalls der Fluß Loango Luise dessen südliche Grenze. Er bestätigt die sonderbare Gewohnheit, daß Niemand den König essen oder trinken sehen dürfe, weil nach der Meinung der Neger dessen unausbleiblicher Tod darauf erfolge. Die blos von Lopez bemerkte Mode, die steifen Borsten der Elephantenschwänze zu Halsbändern zu gebrauchen, war zu seiner Zeit noch nicht abgekommen. Wie Lopez in Congo war, pflegten die Neger ein einziges schwarzes Elephantenhaar mit zwei bis drei Neger zu bezahlen, nach Blomerts aber galten zu seiner Zeit hundert dieser Haare 1000 Rees und funfzig der längsten eben so viel.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts schifften Barbot und Casseneuve des Negerhandels wegen nach Congo. Sie besuchten zwar Loango nicht eigentlich, wol aber etliche Handelsplätze in der Nachbarschaft des Zaireflusses, welche Degrandpré zu Congo rechnet. Da indessen die Negerländer an beiden Seiten dieses Flusses mit einander in uralter Verbindung stehen, einerlei Sprache reden, und überhaupt in Sitten und Gebräuchen übereinstimmen, so bemerkten sie manches, was sowohl in Congo als Loango üblich war. Sie haben in ihrem Tagebuch nicht nur solche Dinge verzeichnet, welche sie selber an Ort und Stelle bemerkten, sondern

sie entlehnen auch aus Lopez und andern Beschreibern von Congo einzelne Nachrichten. Sie haben zuerst, die hernach von Projart (S. 174) angeführte, und unten von Degrandpré ausführlich beschriebene Sitte bemerkt, die Leichen angesehener Neger vor ihrer Beerdigung mit so vielen wolfeilen und kostbaren Zeugen zu umwickeln, daß der Leichnam zuletzt die Form eines ungeheuern Ballen oder eines großen Stückfasses annimmt. Sonst enthält dieses Tagebuch (Churchills Collection. V. S. S. 497) rc. mancherlei Detail über die damalige Beschaffenheit des Negerhandels.

Hierauf verflossen wohl siebenzig Jahre, ehe Missionarien oder Negerhändler es der Mühe wehrt hielten, Beobachtungen über Loango oder Congo mitzutheilen und in dem ganzen vorigen Jahrhundert haben, außer Barbot, nur Projart und Degrandpre dergleichen versucht. Projart schrieb 1776 seine Histoire de Loango, Cacongo et autres Royaumes d'Afrique Paris T. I. II. 8. (deutsch Leipzig 1777.) nach ihm mitgetheilten Papieren französischer Missionarien. Der erste Band seiner Geschichte behandelt in zwanzig Abschnitten die Lage, Naturprodukte, den Karacter, die Gebräuche, Verfassung, Religion und Sprache dieser Länder, und der zweite die Verrichtungen der seit 1766. dorthin gesandten Missionarien. Zwar ist die Landesbeschreibung

etwas zu kurz gerathen, indessen hat Hr. Projart das neueste und wichtigste aus den ihm mitgetheilten Quellen ausgehoben, und Degrandpré wird von ihm bald bestätigt, bald erläutert. Frühere Reisebeschreiber scheint er nicht benutzt zu haben, da aber die französischen Missionarien, deren Berichte er mit Auswahl in Ordnung brachte, lange genug unter den Negern beschäftigt waren, so fand er in diesen hinlängliche Materialien zu seiner Beschreibung.

Da Hr. Degrandpré der sich in den Jahren 1786 und 1787. als Negerhändler im westlichen Africa aufhielt, weder seinen Landsmann Projart, noch andere Schriftsteller über diese Länder gekannt zu haben scheint, so dürfen wir in seine Versicherung, blos eigene Beobachtungen in seiner Reise verzeichnet zu haben, kein Mistrauen setzen. Er nennt zwar in den Vorreden den Meralla, Battel, Dopper und andere, allein so flüchtig, daß man bald sehen kann, er habe von ihnen nichts weiter als den Nahmen erfahren. Eben deswegen hält er auch manche seiner Bemerkung für völlig neu, weil er nicht wußte, daß andere sie ebenfalls angestellt hatten. Zuweilen möchte man wohl mit unserm Verf. rechten, daß er bei seinen Lesern zuviel voraussetzt und einzelne Gegenstände, die freilich Negerhändlern bekannt genug sind, allzu kurz berührt. Desto ausführlicher ist

er bei den Gebräuchen der Neger, und in der Beschreibung ihrer Verfassung, die andere entweder gar nicht oder oberflächlich behandelt haben. Weil er aber Ausschweifungen und Declamationen liebt, gern Vergleichungen anstellt, und Uebereinstimmungen zwischen den Negern, und den heterogensten Völkerschaften, die ruhigen Bemerkern wol nicht einleuchten möchten, so sind in der nachfolgenden Uebersetzung dergleichen Auswüchse ganz weggelassen oder abgekürzt worden. Auch die von ihm gesammelten Sprachproben schienen mir die abermalige Wiederholung nicht zu verdienen, da sie aus einer kleinen Anzahl weniger Worte bestehen, in diesem Wortregister Untersuchungen über ihre Bildung und Bedeutung gänzlich fehlen oder nur als Dialect von ähnlichen Proben abweichen, die Merolla und andere schon gesammelt haben. Auch die häufig eingestreuten Anweisungen für Seefahrer, welche Klippen und Untiefen sie vermeiden, oder wie sich bei der Einfahrt in einzelne Häfen verhalten sollen, sind als gleichgültig für Leser des festen Landes weggeblieben. Noch hat der Verfasser seiner westafricanischen Reise eine Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung beigefügt. Da sie aber nur allgemein bekannte Thatsachen wiederholt, mit einer Menge nautischer Vorschläge für dort ankommende Schiffe, oder Planen zur bessern Vertheidigung des Kaps angefüllt ist, und kaum einiges enthält, was Bar-

rows Nachrichten von dieser Kolonie aufklären könnte, ist solche weggelassen. Ueber einige bisher weniger bekannte Puncte der Geographie von Loango sind wir durch unsern Verf. besser belehrt worden, und er hat uns wenigstens die Häfen deutlicher gemacht, welche vor der französischen Revolution für den Negerhandel die wichtigsten waren. Daß er aber weniger von der Beschaffenheit des innern Landes, und den etwanigen östlichen Grenzen von Loango erfuhr, ist blos seiner Lage zuzuschreiben. Er durfte sich des Handels wegen nicht von der Küste entfernen, und von den Eingebohrnen konnte er um desto weniger erfahren, weil Ländergränzen im europäischen Begrif den Negern, wie allen Wilden unbekannte Dinge sind. Soviel auch in neuern Zeiten über den Negerhandel, und die Behandlung der Neger auf den Schiffen und in den Westindischen Kolonien geschrieben ist, so hat doch keiner vor unserm Verf. so unbefangen die Betrügereyen auseinander gesetzt, wodurch Schwarze und Weiße in diesem schändlichen Verkehr sich wechselsweise zu hintergehen suchen.

Unten sind S. 37. in der Anmerkung die in Westafrica als Rechnungsmünze üblichen Macuten erklärt worden, und wie hernach die Portugiesen statt dieser Zeuge wirkliche Macuten von Kupfer und Silber prägen liessen. Jetzt kann ich zu dieser Note noch folgende

Zusätze liefern. Ehe die Portugiesen diese Macuten münzten, pflegten sie die Zeuge, Macuten genannt, zu stempeln. Eine ungestempelte Macute galt gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der Stadt Loanda 20 Rees, eine gestempelte einen Tostaon oder 80 Rees und eine zweimal gestempelte Macute 120 Rees.

Aber außer den Macuten dienten auch andere Zeuge in Congo und Angola statt des Geldes. Unter andern nennt Merolla, Intagas, ein grobes, baumwollenes Zeug von der Größe zweier Schnupftücher, achtzehn englische Pfenninge oder 180. Rees wehrt, ferner Folingas feine baumwollene Zeuge am Wehrt viertehalb englische Schillinge. Er und andere bemerken noch die Biramer oder fünf Ellen feiner Leinewand, deren Werth auf sieben englische Schillinge angeschlagen wird, ingleichen die Libengen, die eben dasselbe zu seyn scheinen, was man gewöhnlich Macuten nennt, ein glattes Tuch von Palmenfasern, von der Größe eines Schnupftuches, deßen Werth zwanzig Rees beträgt. Zuchelli sagt beiläufig: die Neger hätten ihm für eine Taufe zwei Libengen gewöhnlich bezalt.

Reise

nach der westlichen

Küste von Africa

in den

Jahren 1786 und 1787.

von

L. Degrandpre.

Aus dem Französischen übersetzt

und

mit Anmerkungen versehen.

Reise nach der westlichen Küste von Afrika.

Erster Abschnitt.

Von den Landesprodukten.

Die Küste von Angola *) ist ein noch ganz neues Land; das heißt, ein Land, welches bis zu unseren Zeiten völ-

*) Herr de Grandpre nimmt den Namen Angola in einer sehr ausgedehnten Bedeutung indem er darunter die ganze westliche Küste von Africa, vom Cap Lopez Gonsalvo bis Ambriz 7° 20′ südlicher Breite darunter begreift. Gewöhnlich rechnet man diese Küsten-Länder zu den Besitzungen der Portugiesen, die freilich dort einzelne Vestungen besitzen, welche sie als Verbannungsplätze benutzen, auch Brasilien mit Negersklaven zu versorgen, indeß auch andern Nationen vorzüglich den Franzosen und Engländern in den nördlichen Gegenden Sclavenhandel erlauben müssen. Auf unsern bis-

lig unbekannt blieb, und dessen produktive Kräfte sich noch durch keine Cultur erschöpft, in ihrer ganzen ungeschwächten Wirksamkeit erhalten haben. Daher ist es mit einer Menge Gewächsen bedeckt, welche noch die Untersuchungen des Naturforschers erwarten, um in Europa bekannt zu werden.

Der Boden ist sehr mannigfaltig, gemeinhin aber ist er vest, dicht, schwer, und hart; man findet dort weder Sand noch lockere Erde; demungeachtet ist das Land der Cultur sehr empfänglich. Die Stellen, welche die dortigen Neger anbauen, und diejenigen welche wir in der Gegend unsrer Handelsposten urbar gemacht haben, zeugen von der Fruchtbarkeit dieses abwechselnd rothen und schwarzen, doch häufiger rothen Bodens.

Ich habe einen weitläuftigen Strich Landes an der Küste untersucht, ohne die geringste Spur von Lava oder sonst etwas zu finden was auf ehemalige Volkane hindeutete.

herigen Karten heist dieser hundert zwei und dreißig französische Meilen umfassende Landstrich Loango, Congo und Angola, unser Verf. aber versichert, die Neger nennen ihn Congo, obgleich auf dieser Küste kleinere Districte liegen, welche Sogno, Moedon, Quibango heißen, oder andere Namen führen. Sonst pflegten die Franzosen die drei Häfen Cabende, Malembe und Loango zuweilen auch Ambriz doch höchst selten den Fluß Massula zu besuchen. Malembe liefert die mehresten Sklaven, und vor 1789 holten dreißig französische Fahrzeuge aus Angola jährlich 15000 Neger für St. Domingo.

Die Gestalt des Piks von Cabende ließ mich anfänglich muthmaßen daß er ehedem ein Volkan gewesen sey. Um diese Entdeckung zu machen, bestieg ich den Berg, doch ohne eine Spur von Craker, Lava, Bimsstein oder kahlen Felsen zu finden; überall fand ich die Vegetation kräftig, wie Bäume dicht belaubt, und stark. Ich untersuchte den Boden von oben bis unten mit dem Magnet, und konnte nie mit einer Nadel von sechs Fuß, Felsen finden. Eben so verhält es sich im Innern des Landes, wo ich weder Fels noch Berg fand, der Stoff zu geologischen Bemerkungen hätte liefern können.

Der Sand an der Küste ist äußerst fein und leicht, und nimmt eine große Festigkeit an, wenn man ihn anfeuchtet und preßt, aber trocken führt ihn der Wind leicht fort: dieses scheint anzudeuten daß er schon seit langen Zeiten her der Wirksamkeit des Anemons nicht ausgesetzt gewesen.

Die Natur hat alles für dieses schöne Land gethan; das Clima ist vortrefflich; hier herrschen keine Stürme, selbst leichte Windstöße bemerkt man nur selten; die Schiffe die an der offnen Küste vor Anker liegen erfahren nie üble Zufälle; hier giebt es keine schlechte Jahreszeit: der Regen ist nie häufig, und an keine bestimmte Zeit gebunden; ein reichlich herabfallender Thau befördert vollkommen die Vegetation; was man hier den Winter nennt, fällt in die Monate May Junius und Julius, wo man nur etwas geringere Hitze empfindet. Die Nächte sind alsdann erquickend, kühl ohne kalt zu

seyn, und die Tageshitze wird durch frische Seelüfte gemildert.

Das Land ist von sehr fischreichen Seen und Flüssen durchschnitten, die mit Wald bewachsenen Berge sind mit Wildpret bedeckt, welches auch heerdenweise die Thäler durchstreift. Diese letzteren sind nicht so holzreich wie die Anhöhen, doch hin und wieder mit großen Baumklumpen besetzt. Das Wasser ist gut und überall reichlich vorhanden; die Erde bringt im Ueberfluß und ohne Mühe alles hervor, was man ihr anderwärts mit sauerm Schweiß entreißen muß.

Die wilden Früchte sind hier eben so wohlschmeckend, als die welche man in den Colonien durch die Cultur gewinnt. Die Wälder sind voll Citronen, Pomeranzen, Ananas, Gojavas *) und Spanischen Pfeffer, welches alles ohne Cultur wächst. Benanen und Pisangs wachsen ebenfalls wild, und erlangen den höchsten Grad der Reife und Güte.

An mehrern Orten trifft man verschiedne Gattungen von Erbsen mit Füßen, welche die unsrigen bei weitem an Wohlgeschmack übertreffen. Die meisten

*) Diese Frucht (Psidium pyriferum) wird außer dem südlichen Africa, in mehreren heißen Himmelsstrichen gefunden, sie hat einen sehr starken Geruch, und einen süßen gewürzhaften Geschmack, und ist von der Größe einer mässigen Birne.

sind kriechende Gewächse. Die Msangui sind die einzigen welche sich um die Büsche schlingen; ihr Geschmack ist dem unsrer Linsen ziemlich ähnlich. Süßholz ist dort eine Schmarozerpflanze. Sie unterscheidet sich von der unsrigen, indem der Saft sich im Stengel befindet, und die Wurzel ganz geschmacklos ist.

Das Zuckerrohr wächst hier bis zu einer außerordentlichen Höhe und Dicke wild, und ist ungewöhnlich saftreich. Cokosnüsse und süße Pataten findet man im Ueberfluß. Die Arbeit das Land zu bearbeiten ist sehr leicht, und fällt den Weibern zu; man baut nur die Maniocwurzel, Mais und Msangui. Man braucht den Boden nur einen Zoll tief umzugraben, und den Saamen hinlänglich zu bedecken um ihn gegen die Vögel zu schützen, das übrige übernimmt die Natur allein. Daher übersteigt die Arbeit auch nicht die Kräfte der Weiber. Die Männer, welche, wenn sie nicht angetrieben werden, träge genug sind, beschäftigen sich nur mit dem Abziehen des Palmweins; welches sie auch den Weibern überlassen würden, wenn diese nur auf die Bäume zu klettern verstünden; übrigens besorgen sie den Fischfang, die Jagd, den Handel, und fällen Holz.

Das ganze Land ist unbebaut, einige kleine Felder ausgenommen, die in der Nähe der Dörfer liegen, übrigens ist es mit acht Fuß hohem, groben Grase bewachsen, wo man sich nur mit Mühe durchdrängen kann. Dieses Gras, welches nie abgehauen wird,

wächst, reift und vertrocknet, und alsdann wird es von den Negern in Brand gesteckt, und die Asche befruchtet von neuem den Boden welcher es hervorbringt.

Man findet in dieser Gegend von Afrika einen Baum, welcher Mapu *) genannt wird, und der dickste ist den ich je gesehen habe. Ich habe einen gesehen den sieben Mann nicht umspannen konnten, und der also einen Umfang von mehr als fünf und dreyßig Fuß hatte, und es giebt deren noch größere.

Der Mapu bringt eine Frucht von der Größe eines Kürbis hervor, die mit einem Flaum bedeckt ist, der sich leicht wegschaffen läßt, und ein unerträgliches Jucken auf der Haut hervorbringt; dieser Flaum bedeckt eine harte holzartige Rinde, wie bei der Cokosnuß, und mitten in derselben befindet sich eine sehr kleine, ganz ungenießbare Frucht. Sie hängt vermittelst eines sehr langen Stengels am Baum, der, sobald die Frucht reif ist, entzwei bricht; das Laub entspricht nicht der Größe des Baums, es ist sparsam, und die

*) Herr Degrandpré versteht unter dem Namen Mapu gewiß den von Adanson und andern Reisenden beschriebenen Baobab. (Adansonia digitata, Affenbaum, oder senegallischen Calebassenbaum, den die Neger am Senegal Gui nennen.) Nach einigen Reisenden ist sein Stamm von solchem Umfange, daß siebzehn Männer ihn kaum umspannen können. Die Frucht desselben ist säuerlich, dient aber den Affen zur Nahrung.

Blätter sind sehr klein, lang und spitzig. Man begreift nicht warum die Natur diesen Baum hervorgebracht hat, da er keinen Schatten giebt, keine genießbare Frucht trägt, und sein schwammigtes lockeres Holz nicht einmal zum Brennen taugt.

Wenn man aber die Natur eines Eigensinns in Hervorbringung des Mapu beschuldigen kann, so entschädigt sie die Einwohner reichlich dafür, indem sie ihnen die Cokospalme schenkte. Dieser unschätzbare Baum gewährt zugleich Speise und Trank durch seine Früchte; aus den Fasern, in Ostindien Crir genannt, werden die dauerhaftesten Taue verfertigt, das Laub ist äußerst nützlich die Dächer der Häuser zu decken, da es der Luft Durchzug gestattet, und dem Regen undurchdringlich ist; die sorgfältig zertheilte Schaale der Frucht ist ein brauchbares Hausgeräth; der Saft des Baums liefert ein liebliches Getränk unter der Benennung Calu oder Palmwein; die jungen, zarten Sprossen der Blätter sind ein wohlschmeckender Kohl, den man aber nicht ohne den Baum zu vertilgen, genießen kann; und endlich das Holz ist von einer unverwüstlichen Härte, und Dachsparren aus Cokosholz halten drey neue Häuser aus. Außer dem Cokosbaum findet man in jenem Lande noch viele andere Arten des Palmgeschlechts.

Die Europäischen Küchengewächse gedeihen hier sehr gut, doch ohne sich fortzupflanzen, obgleich sie hier weit größer als in Europa werden.

Doch macht der Weitzen hiervon eine Ausnahme, denn dieser pflanzt sich fort: ich habe häufig Aehren gefunden die an zwey und funfzig Körner enthielten.

Die Vögel und Thiere des Landes zu beschreiben müßte ich ein Naturforscher seyn. Ich bemerke also nur daß ich unter ihnen rothe und gemeine Rebhühner gesehen habe, die das eigenthümliche haben, daß sie auf den Bäumen sitzen; Wachteln, Drosseln, Pintaden, Turteltauben, Holztauben. Widahvögel (la veuve) Cardinalvögel und Hühner sind im Ueberfluß vorhanden; die Europäer haben auch Enten, Gänse und Truthühner hingebracht, aber sie vermehren sich nicht. Im Innern des Landes giebt es auch Strauße, aber nicht in großer Anzahl.

Außer den Raubthieren in den Wäldern, Tiegerkatzen, Leoparden, Hyänen und andern, giebt es hier Hasen, Rehe, Antelopen jeder Art, Gazetten, Schweine von der Chinesischen Art, mit kurzen Beinen und schleppendem Bauch.

Die eigentlich sogenannte Küste von Angola besitzt weder Schaafe, *) Rinder oder Pferde, noch weniger

*) Der Versicherung daß in Angola keine Schaafe erzogen, wird von andern widersprochen. So versichert der Verf. des Guide du Commerce de l'Amerique principalement par le Port de Marseille. T. II. S. 425, welcher seine Nachrichten von Negerhändlern einzog, daß die Sclaven-

Esel, doch ist zu vermuthen daß sie hier fortkommen würden, wenn man sie einführte, da sie in allen andern Gegenden von Afrika gefunden werden. In der benachbarten Portugiesischen Colonie St. Paul giebt es zahlreiche Heerden von Rindvieh. Auch bringen die Europäischen Schiffe welche jährlich diese Küste besuchen, immer Kühe zu ihrem Gebrauch mit, von denen wenigstens funfzehn Stück alle Jahr hier bleiben, die auch, so lange sie in den Händen der Europäer sind, allemal gut gedeihen, aber so bald sie den Schwarzen überlassen werden, verfallen und sterben, welches aber leicht in dem Mangel an gehöriger Wartung und in der Trägheit der Schwarzen gegründet seyn mag.

Die Küste von Angola hat das mit ganz Afrika gemein, daß die Ameisen die man Termiten nennt, dort häufig sind. Sie sind von der Gattung die man Thürmchen-Termiten nennt; ihre Gebäude sind nicht über drey Fuß hoch, ich habe sie oft zerstört, und die Insekten bei weitem nicht so thätig gefunden sie wieder aufzubauen, als ich es an andern Orten bemerkt habe; auch wehrten sie sich weniger herzhaft, und wenn ich

schiffe dort Schaafe in Menge kaufen, und das Stück 45 Pfund an Gewicht mit 4 Pagnen bezahlen. Eben dasselbe wiederholt später der bekannte Widersacher des Africanischen Negerhandels, Herr Falconbridge, in seiner Nachricht vom Sclavenhandel (deutsch übers. Leipz. 1790. S. 76.), daß man während seines Aufenthalts in Angola, ein schönes Schaaf für ein Tönnchen Pulver, etwa 12 Ggr. am Werth bezahlt habe.

ihre Wohnung vier= bis fünfmal zerstörte, verließen sie dieselbe gänzlich.

Diese Insekten verzehren in kurzer Zeit die Strohhütten der Neger; da sie aber den Instinkt besitzen vorauszusehen, was einstürzen könnte, so tragen sie Sorge, die Pfähle auf denen die Häuser ruhen, entweder mit Thonerde, oder zermalmeter und angefeuchteter gemeiner Erde, auszufüllen; welches ihren Einsturz verhindert. Die Einwohner sichern sich gegen die Verwüstungen dieser kleinen Thiere, indem sie die Füße aller ihrer Meubeln in Gefäße mit Wasser stellen, so daß das Insekt nicht hinzu gelangen kann.

Die Affen sind in diesem Theil von Afrika sehr häufig; die Europäer geben dem kleinen Mone mit dem langen Schwanz und dem blauen Gesicht den Vorzug, den er sich ohne Zweifel durch seine Sanftmuth und Munterkeit erworben hat. Unter den vielen verschiedenen Arten dieser Thiere giebt es eine die sich besonders durch ihren Scharfsinn auszeichnet. Diese Art ist von der Größe eines kleinen Schäferhundes, hat keinen Schwanz, aber graues Haar, und ein schwarzes hartes Gesicht.

Im Jahr 1787 hatte ich auf dem Schiffe des Grafen d'Estaing, welches ich damals commandirte, ein Affenweibchen von dieser Gattung; wenn sie auf den Hinterbeinen stand war sie zwey Fuß und zwey Zoll hoch, das Gesicht war ganz schwarz und ohne alles Haar, die Haut auf demselben war hart, dick und wie

eine Schwiele, die Backen entfleischt, der obere Theil des Gesichts vorspringend, die Nase wenig erhaben, und die Kinnbacken sehr lang, welches dem Gesichte ein sehr spitziges Ansehen gab; die Ohren waren klein und inwendig leicht mit Haaren bewachsen; wenn das Thier aufrecht stand, konnte es die Sehnen des Hinterbeins nicht ganz straff anziehen, und die Knie blieben immer etwas einwärts gebogen, wodurch es auch verhindert ward auf die Hacken zu treten, wenn es auf allen vieren ging. Sehr starke Muskeln ersetzten den Mangel der Waden, und die Arme waren weit kürzer als bei den meisten andern Affenarten.

Dieses Thier welches beständig den Neckereien der Schiffsmannschaft ausgesetzt war, hatte dadurch einen Grad von Bosheit angenommen, den nichts zügeln konnte. Der Scharfsinn womit es sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, zuweilen sogar sie zu bestrafen pflegte, machte mich neugierig zu versuchen, wie weit seine Erfindungskraft reichte, und hiezu wählte ich folgendes Mittel: das Thier war äußerst erpicht auf den Anisbrandtwein, und ich ließ eine damit angefüllte Flasche mitten in der großen Cajüte sorgfältig mit Bindfaden und warmen Pechlappen dergestalt auf den Boden befestigen, daß es unmöglich war sie umzuwerfen; alsdann versteckte ich mich in meine Schlafkammer, wo ich hinter einem Vorhang alles genau beobachten konnte. Anfänglich lockte die Neugierde meinen Affen, und nachher der Geruch an die Bouteille, und er bezeugte seine Freude über den Fund, durch allerley Sprünge

und Grimassen. Alsdann leckte er so viel als er mit der Zunge erreichen konnte, und steckte dann seine Finger in den engen Hals, die wieder abgeleckt wurden, und da auch dieses nicht mehr gehen wollte, versuchte er die Bouteille umzuwerfen; doch dauerte es nicht lange ehe er die Unmöglichkeit dieses zu bewirken, einsahe, und nun verfiel das kluge Thier auf folgendes Mittel: es suchte in den Ritzen und Ecken des Zimmers allen Staub und Sand zusammen, und machte davon einen Haufen dicht bei der Bouteille, sobald dieser ihm hinreichend groß schien, nahm er davon in die eine Hand, hielt die Lippen dicht an den Rand des Halses, ließ den Sand hinein fallen, und trank so das überfließende Getränk, und so fuhr er fort abwechselnd die verminderte Feuchtigkeit durch einen festen Körper zu ersetzen und zu trinken, bis ihm ohne Zweifel gelungen wäre die ganze Bouteille auszuleeren, hätte ihn nicht eine starke Berauschung mitten in seinem Geschäffte überrascht.

Man findet auf der Küste von Angola auch den Waldmenschen, den ich für den Orang = Outang des Buffon halte, doch ist er sehr selten, die Eingebornen nennen ihn Kimpézéy, welches der Congoische Name ist; denn die Namen Cojas Morros den ihm Dapper beilegt, wie auch Mandril und Beggos wie ihn andre nennen, sind keine Congoische Namen. Battel, welcher sie Pongo oder Zujocko nennt, hat uns wenigstens landübliche Worte gegeben: der erste bedeutet das große Wesen, den Fetisch vorzugsweise, bei dem man auch

schwört; das zweyte ist der Imperativ des Zeitwortes, schweigen. Man sagt Jocko, um Stillschweigen zu gebieten, aber beide Worte werden nie in Beziehung auf dieses Thier gebraucht.

Die Verschlagenheit dieses Thiers ist außerordentlich; es geht gewöhnlich aufrecht, auf einem Baumzweig wie auf einem Stock gestützt; die Neger fürchten es, und nicht ohne Grund, denn es mißhandelt sie zuweilen sehr arg. Sie behaupten, es geschähe nur aus Trägheit daß es nicht spräche; sie sagen es fürchte dadurch als Mensch entdeckt und hernach zur Arbeit gezwungen zu werden; es wäre aber zu beiden gleich geschickt. Dieses Vorurtheil ist bei ihnen so eingewurzelt — daß sie diesen Affen anreden, wenn sie ihn treffen.

Aller meiner Bemühungen unerachtet gelang es mir nie ein Thier von dieser Art zu bekommen; doch habe ich eines auf einem Schiffe gesehen: es war ebenfalls ein Weibchen, und wie die Weiber den monatlichen Reinigungen unterworfen. Wenn es aufrecht stand war es vier Fuß zwei Zoll hoch; die herabhängenden Arme reichten bis auf einen Zoll oberhalb den Knien; es war mit Haaren bewachsen, die auf dem Rücken falb, den Armen und Knien grau, und auf dem Bauch weiß waren; auf dem Kopf war das Haar gleichfalls falb und kürzer als am Leibe. Auf der Brust in der Gegend der Warzen hatte es keine Haare; die Hinterbacken waren fleischigt, aber doch weniger als bei dem

menschlichen Geschlecht, und anstatt der gewöhnlichen Schwielen, die alle Affen haben, waren nur zwey kleine harte Stellen, die durch das Sitzen entstanden waren.

Es würde zu weitläuftig seyn, alle Beweise zu erzählen, welche dieses Thier von bewundernswürdiger Sagacität blicken ließ; ich will nur einige der auffallendsten herausheben. Es hatte gelernt den Backofen zu heitzen; es gab sorgfältig acht, daß keine Kohlen herausfielen, die das Schiff hätten in Brand stecken können, und beurtheilte ganz richtig wenn der Ofen den gehörigen Grad von Hitze hatte, wo es denn nie ermangelte den Becker zu benachrichtigen, der sich ganz getrost auf den Scharfsinn des Thieres verließ, und seinen Teig brachte, sobald der Affe ihn zu holen kam.

Außerdem verrichtete es alle Arbeiten eines Matrosen mit der grösten Geschicklichkeit und Einsicht, wand das Ankertau auf, zog die Seegel ein und band sie fest, und ward auch von den Matrosen als einer von den ihrigen angesehen.

Das arme Thier kam aber nicht bis nach Amerika; ich erkundigte mich sorgfältig nach seinem Schicksal in St. Domingo, und erfuhr daß es sein Leben während der Reise verloren, und der Brutalität des Ober-Steuermanns zum Opfer geworden war, der es sehr ungerechterweise hart mißhandelte. Dieses interessante Thier ertrug die Grausamkeiten die man gegen dasselbe

verübte, mit der rührendsten Sanftmuth und Ergebung, indem es die Hände mit flehender Miene zusammenhielt, um die Streiche die man ihm ertheilte, zu hemmen. Von diesem Augenblick an weigerte es sich standhaft Nahrung zu nehmen, und starb den fünften Tag vor Hunger und Betrübniß, von allen wie ein Mensch bedauert.

Nach zwey so merkwürdigen Zügen, für deren Zuverlässigkeit ich haften kann, darf man, glaube ich, ohne Vermessenheit behaupten, daß der Affe unter allen Thieren dem Menschen an Einsicht und Fähigkeit am nächsten kommt.

Der einzige, mir bekannte Zug, der mit diesem verglichen zu werden verdient, wird von dem Chirurgus Morand in dem Werk: La Philoſophie de la Nature erzählt. Zum Vortheil derer die dieses Buch nicht zu lesen Gelegenheit haben, wiederhole ich diese Geschichte hier.

Morand hatte einen Freund, dessen Hund das Bein brach, und aus Achtung für diesen Freund nahm er das Thier in die Kur, und stellte es vollkommen wieder her. Einige Zeit nachher als der Wundarzt in seinem Cabinet arbeitet, hört er etwas an seiner Thür kratzen, er öffnet sie, und sieht mit dem grösten Erstaunen den nämlichen Hund den er geheilt hatte, welcher einen andern bei sich führte, dem dasselbe Unglück begegnet war, und der sich langsam mit vieler Be-



schwerde seinem Führer nachschleppte; diesmal mag es noch hingehen, sagte der Wundarzt, aber komm mir nicht wieder!

Man findet auch Elfenbein auf der Küste von Angola, aber in geringer Quantität. Gewöhnlich ziehen sich die Elephanten aus den bewohnten Ländern zurück, und die Seltenheit des Elfenbeins läßt mich vermuthen, daß sie sich in den innern Gegenden des Landes aufhalten. Hauptsächlich bringt man die Zähne aus Mayombo, und hieraus schließe ich, daß sich die Elephanten nach Gabon hin aufhalten, welches ein plattes, mit vielen Gewässern durchschnittenes Land, von der Art ist, wie diese Thiere es lieben. Im Jahr 1787 habe ich in Zeit von sechs Monaten zu Loango ungefähr dreihundert Zähne in die Hände bekommen, und die ganze Zahl der Zähne, die man in diesem Zeitraum zu Markte brachte, überstieg nicht sechshundert.

Die Schwarzen halten in ihren Häusern eine Art von zahmen Ratten, die sie Meerschweinchen nennen; auch ziehen sie eine Menge Palmeneichhörnchen; ihre andern Hausthiere sind Hunde und Katzen: erstere sind gemeinhin räudig und beißig.

Unter den Raubvögeln sind mir besonders der Pelikan und der graue Papagey aufgefallen. Der Erstere nährt sich gewöhnlich von Fischen, der Papagey aber greift die lebendigen Vögel an, kämpft mit ihnen und zerreißt sie. Dieser Vogel ist in seinem Zustande der

Gefangenschaft in dem wir ihn in Europa sehen, sehr verschieden von dem Freyen in den Wäldern von Afrika; im Bauer verliert er seine Kraft, seine Gewandheit, vorzüglich aber seinen Muth; und die Nahrung zu der man ihn gewöhnt, vollendet die Veränderung seines Charakters. Im Zustande der Freiheit ist er den Vögeln sehr furchtbar; sein Flug ist schnell und seine Neigungen sehr grausam; er macht sein Nest in der Erde, in solchen Gegenden wo die Pistacienerbse wächst, die er sehr gerne frißt. Die Neger nehmen seine junge Brut vermittelst eines langen Stockes, an dessen einen Ende sie ein Bündel Haare oder Werk stecken; der Vogel um sich zu vertheidigen streckt die Krallen aus, und verwickelt sie in diesem Gewirre, worauf man ihn von seinem Neste wegnimmt.

Ich habe in Europa einen Papagey dieser Art mit einem Sperber kämpfen lassen; und obgleich der erstere schon einen Theil seiner ursprünglichen Kraft verloren hatte; so dauerte der Kampf doch nur einen Augenblick, der ihn sogleich zum Vortheil des Papageyen entschied.

Unter den Wasservögeln bemerkte ich auf dem Lande den Eisvogel und auf dem Wasser, Taucher und Meven aller Art.

Die Fische im süßen Wasser sind mehrentheils die nemlichen als in Europa; es ist hier nicht rathsam mit dem Netze zu fischen, indem man Gefahr läuft von dem Torpedo gestochen zu werden, einer Art von elektrischen Ro-

chen, dessen Schwanz mit einem Stachel versehen ist. Der Stich dieses Fisches ist wirklich gefährlich; er verursacht eine Geschwulst mit sehr empfindlichen Schmerzen in dem verwundeten Theil: dieser Zustand dauert verschiedene Tage.

Der große Seehecht und der Hayfisch sind dem Menschen an dieser Küste sehr nachtheilig. Die Behauptungen einiger Reisenden, daß die Neger an der Küste von Guinea, den Muth und die Geschicklichkeit besitzen den Hayfisch im Wasser aufzusuchen und zu bekämpfen ist ganz ungegründet, indem diese Meerungeheuer in ihrem eigenthümlichen Elemente eine Kraft und Gewandheit haben, die ihnen über die Menschen ein ganz entschiednes Uebergewicht geben. Uebrigens haben die Neger bei aller Geschicklichkeit im Schwimmen so wenig Muth, daß sie anstatt den Hay aufzusuchen alle Gelegenheiten vermeiden ihn im Wasser zu treffen.

Das Land wimmelt von Tausendfüßen und Scorpionen. Erstere sind die Scolopendra, die letzteren findet man häufig in den Häusern, wo sie einen besondern Geschmack am Papier zu haben scheinen; daher muß man jedes Buch welches man eine Zeitlang nicht in Händen gehabt hat, sorgfältig öffnen und schütteln, um den Stichen dieses schädlichen kleinen Thieres zu entgehen.

Ich habe hier keine Schlangen gesehen, doch zeigte man mir eine todte auf einer kleinen Reise; sie war

etwa zwey Fuß lang und hatte ungefähr Zähne einen Zoll lang, die zwar spitz, aber wie die Zähne des Elephanten gestellt waren.

Die Berge sind hier überall sehr eisenhaltig, das Metall bleibt aber in den Eingeweiden der Erde verschlossen, weil die Eingebornen nicht verstehen es herauszufördern. Die Europäer nähren übrigens ihre Trägheit und Unwissenheit in diesem Punkt, indem sie ihnen so viel Eisen liefern als sie nöthig haben.

Eben so verhält es sich mit dem Kupfer. Das Königreich Mayombo enthält dessen in Menge; aber obgleich es die Neger mit großer Begierde aufsuchen, und zu allerley Geräthen zu verarbeiten verstehen, haben sie doch noch nicht gelernt es aus dem Innern der Gebirge herauszuarbeiten. Es ist aber in dieser Provinz so häufig vorhanden, daß sie es auf der Oberfläche finden, und beinahe ohne alle Arbeit so viel erhalten, als sie bedürfen.

Die Portugiesen haben in der Nachbarschaft ihrer Colonie St. Paul, Gold- und Silberadern entdeckt, die sie auch bearbeiten und sehr ergiebig seyn sollen.

Ich habe oft vornehme Neger befragt, warum sie sich nicht nach dem Beispiel der Portugiesen zu bereichern suchten, indem sie diese kostbaren Metalle zu Tage förderten. Sie antworteten aber immer ganz kalt, und mit viel gesundem Verstande, daß sie es doch nicht

essen könnten, und da der Gebrauch derselben in ihrem Lande unbekannt wäre, würde es nur dazu dienen die Raubgier der Europäer zu reizen, deren Beute sie alsdann bald werden müsten; übrigens verstünden sie nicht mit diesen Arbeiten umzugehen, und einige ihrer Landsleute die den Portugiesen entsprungen wären, hätten ihnen durch die Erzählung des Elends was sie in den Bergwerken ausgestanden, einen solchen Abscheu dagegen beigebracht, daß dieses allein hinreichte, um sie davon abzuschrecken.

Diese kurze Darstellung beweiset die Leichtigkeit in diesem Lande blühende Colonien anzulegen, wir könnten dort eben die Producte als auf den Antillen gewinnen, die noch außerdem den Werth haben würden, daß wir sie freien Menschen verdankten, die ein mäßiger Sold nach unsern Plantagen locken würde. Da Gold hier unbekannt ist, würde der Handel mit unsern Fabrikaten noch immer ein Tauschhandel bleiben, denn wir würden denselben Absatz für diese als vor der Revolution finden, und dagegen mancherlei Produkte statt Sklaven eintauschen.

Die vermehrte Anzahl der Europäer in diesen neuen Colonien würde eine größere Menge europäischer Waaren verbrauchen, und das Deficit decken, welches in dem Handel nothwendig durch den Verfall der Antillen entstehen muß.

Dieser Absatz würde sich noch ansehnlicher vermehren; wenn die Eingebornen erst Wohlstand erlangt

hätten, indem sie, ohne für einen habsüchtigen Herrn zu arbeiten, die Früchte ihres Schweißes allein erndteten.

Einem Unternehmen dieser Art setzen sich keine beträchtlichen Schwierigkeiten entgegen; die ganze Küste ist zu Colonien vorbereitet; alle Eingebornen sind dem Handel ergeben, unsere Waaren sind für sie ein wahres Bedürfniß geworden. Die lange Gewohnheit uns zu sehen, hat sie uns geneigt gemacht, obgleich sie sonst Fremde zu scheuen pflegen. Sie sprechen unsere Sprache, sind dienstfertig, erfinderisch, ruhig und sanft, und viel zu furchtsam um sich einer Niederlassung zu widersetzen. Vielmehr würden sie diejenigen als wohlthätige Gottheiten betrachten, die in ihr Land kämen, und anstatt sie zu verkaufen, die Einwohner unterrichteten, dasselbe zu bebauen und zu benutzen. Ihre natürliche Trägheit ist die einzige gültige Einwendung gegen diesen Plan, aber daß selbst dieser Fehler bei ihnen nicht unvertilgbar ist, beweist der Umstand, daß sie für den mäßigen Lohn einer Pagne *) (ein blaues, fünf

*) Pagne ist im Negerhandel, weil die Schwarzen kein Geld kennen oder nur als Zierath brauchen, eine Rechnungsmünze, nach welcher auf der Küste Guinea der Preis der verkäuflichen Waaren berechnet wird. Bei den Engländern heißt dieser Artikel Paun, und ein Sclavenschiff hat oft an den zum Negerhandel erforderlichen Waaren für vierzig bis 45,000 Pauns am Bord. Vor dem Revolutionskriege rechnete man den Werth einer Pagne 17 bis 18 ggr., oder 2 Schill. 4 D., und man konnte einen erwachsenen Mann

Fuß langes Stück baumwollen Zeug) wöchentlich, alle Arbeiten der europäischen Niederlassungen auf der Küste verrichten. Wenn die Neger übrigens träge sind, so rührt es daher, daß die erstaunende Fruchtbarkeit des Bodens beinahe ohne Arbeit, alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß hervorbringt. Nichts kann sie in ihrem jetzigen Zustande zu größerer Anstrengung bewegen, indem sie nur einen Ueberfluß von Produkten erzeugen würden, für die sie keinen Absatz finden.

für 80 eine Frau für 65 Pagnen handeln, nemlich nach verschiedenen Waaren zu Pagnen berechnet. So galt sonst eine Flinte 6 Pagnen, ein Paar Pistolen eben so viel, ein Säbel 1 P. Ein Pfund großer rother Corallen 32 P. Ein Pf. ganz kleiner 12 P. Eine kleine Kanne von Zinn 1 P. Ein Fäschen Pulver 6 P. Ein schlechtes Messer 3 P. Ein weißer Hut 12 P. Ein Scheffel Salz 1 P. Eine Rolle Toback 20 Pag. (S. J. Love Liberty or Death, a Tract vindicating the Probability of trading to the Coast of Guinea for its natural Products Manchester. 1789 4 S. 5. Der Name Pagne, (angolisch Macuta) wie der Verf. richtig bemerkt hat, bezeichnet jetzt ein fünf Ellen langes Stück blauer Leinwand oder Kattun, ehemals aber ein ähnliches Stück aus Palmen, Gras oder andern Pflanzen-Fasern gewirkten Zeuges, das die Neger vor Ankunft der Portugiesen als Schürzen, oder Bedeckung des Unterleibes trugen, bis sie, oder andere Nationen ihnen hernach dergleichen von Leinwand oder andern Zeugen zuführten. Die Portugiesen brachten solche unter dem Namen Panho (Pannus) nach Africa, woraus sich hernach das Wort Pagne, Paun gebildet hat.

Auch haben wir nicht den Haß zu befürchten den sie wider die Portugiesen hegen, als diese sich während des Amerikanischen Krieges zu Cabenda niederließen, und ein Fort erbauten, welches die französische Regierung 1784 zerstören ließ. Damals gieng der Ruf der Portugiesischen Grausamkeiten vor ihnen her, und anstatt die Schwarzen als freie Menschen arbeiten zu lehren, und ihnen die Früchte ihres Schweißes abzukaufen, nahmen sie solche mit Gewalt weg, und schickten sie nach Brasilien oder in die Bergwerke von St. Paul. Selbst für die wenigen Artikel die es ihnen zu bezahlen gefiel, gaben sie einen weit geringern Preis als in dieser Colonie bey den äußerst billigen Preisen üblich war. Diese Verkürzung war den Schwarzen so empfindlich, daß die Portugiesen dadurch das Volk, die Kaufleute, die Vornehmen und die Fürsten gegen sich aufbrachten, und uns, da wir sie verjagten, als ihre Befreyer empfingen.

Um sie zu überreden, brauchte man ihnen nur zu sagen: du willst Waaren, hier sind sie; ich aber will dafür keine Sclaven mehr, du mußt statt dessen den Boden bauen, und Zucker und Caffee ziehen, den ich dir abkaufen will. Ich will mit dir ein bisher unbenutztes Erdreich bebauen, und du wirst künftig eben so viel Waaren bekommen, ohne genöthigt zu seyn deines Gleichen zu verkaufen. Wie sicher würden bei so einfachen und geraden Menschen, wie die Wilden sind, dergleichen Vorschläge Eingang finden.

Zweiter Abschnitt.

Religion, Sitten und Gebräuche.

Alle Nationen welche die afrikanische Küste vom Cap Lopez Gonsalvo bis an das Cap der guten Hoffnung bewohnen, sind Götzendiener. Bisher hat man vergebliche Versuche gemacht das Christenthum hieher zu verpflanzen, und den Portugiesen ist es am wenigsten gelungen, weil der Haß gegen sie ihnen den Zugang zu den Herzen der Eingebornen versperrte *).

Die Bewohner dieser Küste haben große und kleine Götzen. Die Sorge für die Großen ist den Priestern aufgetragen, welche man Ganga'm Zambi nennt. Zambi aber ist die Gottheit, und Ganga'm der Beschwörer. Diese Götzen sind der Größe nach sehr verschieden, von einem bis drittehalb Fuß hoch; die Figur ist nicht übel geschnitzt, weit besser sogar, als sich bei einem so rohen

*) Ganz der Wahrheit gemäß, ist jene Behauptung nicht; denn so unbekannt uns auch die africanischen Besitzungen der Portugiesen sind, so weiß man doch, daß sie dort seit ihrer länger als dreihundertjährigen Herrschaft immer Missionarien unterhalten und diese eine Menge vornehmer und geringer zum Christenthum bekehrt, oder vielmehr in mancherlei Ceremonien der römischen Kirche unterrichtet haben, auch ist es schon eine alte Verordnung, daß nur getaufte nach Brasilien ausgeführt werden dürfen.

Volke erwarten ließe. Gewöhnlich stellt man sie mit einer Lanze oder einer Messerklinge ohne Heft, bewaffnet vor: der Kopf ist mit einer spitzigen Mütze geziert. Sie sind immer als rächende Götter abgebildet.

Ein sehr merkwürdiger Umstand, der wenn man ihn ergründete, gewiß zur Kenntniß der Landesgeschichte führen könnte, ist daß alle diese großen Götter gar keine Afrikanische Bildung haben; bei allen ist nemlich die Nase übermäßig groß, und sehr gebogen, welches dem Charakter der einheimischen Formen ganz entgegen ist. Ich habe mehrere dieser Götzenbilder gesehen, die Schwarzen wollten aber nie zugeben, daß ich sie abzeichnete, oder nur genau genug betrachtete, um dies hernach ausführen zu können.

Nirgends habe ich bei ihnen eine Abbildung einer belohnenden Gottheit gefunden. Ihre Priester die sehr große Taschenspieler sind, unterhalten das Volk in einer abergläubigen Spannung, die sie zu ihrem Vortheil benutzen, und stellen ihnen die Götter daher nie anders als fürchterlich und aufgebracht vor, damit man ihren Zorn mit Geschenken versöhne.

Die kleinen Götzen sind die Hausgötter; man nennt sie Kissy. Diese sind eine Art Fetische die zum allgemeinen Gebrauch dienen. Die Anzahl derselben ist sehr groß; sie haben die Aufsicht über alle Lebensbedürfnisse, vornehmlich aber über das Essen und Trinken. Die Figur dieser Götzen ist selten über sechs Zoll hoch, und nie we-

niger als drey. Nur das Gesicht hat eine etwas kenntliche Gestalt, das übrige ist grotesk und unförmlich. Gewöhnlich sitzt auf dem Kopfe eine spitze Mütze mit einer geweihten Feder geziert; verschiedne ekelhaft schmutzige Lappen hängen dem Götzen am Halse und stellen seine Kleidung vor. Das ganze ist mit einer Kruste von rothen Pulver bedeckt, das Gesicht zieren noch einige Lagen von buntfärbigen Puder.

Wenn ein Schwarzer ißt oder trinkt, muß vorher einer von seinen Bedienten die Speisen und das Getränk kosten, wodurch sich der Herr gegen seine Domestiken zu sichern sucht; dieses nennen sie tama'm Kissy (den Fetisch herausziehen) alsdann ißt er, und um sich gegen seine heimlichen Feinde zu verwahren füllt er den Mund mit Speisen die er sorgfältig käuet, und sie dann den Götzen ins Gesicht speiet, der nun während der ganzen Mahlzeit so besudelt bleibt; eben das thut er mit seinem Palmwein, und glaubt dann zuverlässig daß er nicht vergiftet werden kann. Die kleinen, so beschmutzten Götzen werden nie gereinigt, welches sie zuletzt sehr ekelhaft macht, dies verabscheuet aber der Congo Neger keineswegs, denn der Schmutz ist bei ihnen einheimisch. Die kleinen Hausgötter haben auch Einfluß auf die Gesundheit; ihre Beschwörer heißen Ganga'm Kissy, und sind ihre eigentlichen Aerzte.

Die großen Götter werden nur bei wichtigen Gelegenheiten zu Rathe gezogen, als in einer dringenden

Gefahr, vor dem Antritt einer großen Reise, oder um die Schuld eines Verbrechers zu entdecken.

Ein sehr merkwürdiger Gebrauch, dessen genaue Untersuchung wahrscheinlich ein großes Licht auf die ursprüngliche Geschichte dieser Völker werfen könnte, ist daß sie bei der Untersuchung begängner Verbrechen sich eben der Proben oder Ordalien bedienen, die vor alten Zeiten in Europa üblich waren. Ist ein großes Vergehen begangen worden, so muß derjenige auf den der Verdacht fällt sich durch den Fetisch reinigen. Der Beklagte geht in diesem Fall zu den Priestern, und fordert in Gegenwart des versammelten Volks die Giftprobe; man nennt dieses den Fetisch verschlucken (nuam Killy). Dieses Verlangen wird ihm sogleich gewährt, und man reicht ihm eine Cokosschaale mit einem heiligen Trank gefüllt. Wenn dieses Getränk keine Wirkung bei dem Beklagten hervorbringt, so ist er von der Schuld frey; hingegen ist die erste Spur von der Kraft des Giftes die Losung um von dem Pöbel zerrissen zu werden: man hat hier keine andere Todesstrafe, die zerstreuten Glieder werden gesammelt, und an einen Palmbaum aufgehängt bis die Raubvögel sie verzehren.

Die Wasserprobe aber ist nicht unter ihnen üblich; wahrscheinlich weil sie kein Mittel entdeckt haben den Ausgang nach ihrem Belieben zu lenken.

Wenn es den Priestern gut dünkt verweigern sie die Giftprobe, um den Versuch mit dem Feuer an die

Stelle derselben zu setzen. Dieser besteht darin, daß man eine glühende Kohle in die Hand nimmt, und wenn diese keine Spur zurückläßt, so wird der Beklagte im Triumph entlassen. Man begleitet ihn mit Gepränge nach seiner Wohnung, und trägt den Fetisch der ihn beschützt hat, vor ihm her. Was auch immer die Mittel seyn mögen deren sich die Priester bedienen, so ist doch unbezweifelt daß sie die Kunst besitzen durch eine vorbereitende Operation die Haut gegen die Wirkung des Feuers unempfindlich zu machen, und daß es daher in ihrer Gewalt steht, diejenigen, welche sie hassen, dem gewissen Tode zu weihen. In dieser Rücksicht sind sie um so furchtbarer, da sie auch die Anklagen einleiten, deren traurigen Folgen keiner ohne große Geschenke entgeht.

Zuweilen wird ein Mensch der Reinigungsprobe wegen eines Verbrechens unterworfen, das zwanzig Meilen weit von ihm ist begangen worden, und zwar auch wenn er ein Alibi beweisen kann. So stark ist ihr Aberglaube daß sie vest überzeugt sind, man könne jedem, dem man nur wolle, den bösen Wind zusenden, (durch diesen Ausdruck bezeichnen sie den bösen Geist) und durch dieses Mittel könne man den Tod irgend eines Menschen in noch so großer Entfernung bewirken. Jeder unerwartete Todesfall ist für die Priester eine Gelegenheit auf die Probe zu dringen, und heimliche Feindschaften und andre böse Leidenschaften tragen nicht wenig dazu bei, diese leidige Gewohnheit zu unterhalten.

Ferner zieht man die Gangas zu Rathe um Regen oder Wind zu erhalten: ersteres geschieht indeß selten, da der reichliche Thau, welcher in diesem Lande beständig fällt, den Regen selten nöthig macht. Des Windes aber bedürfen sie, wenn sich bei dem Mangel an europäischen Waaren die Ankunft der Schiffe verspätet.

In diesem Fall schließt sich der Priester in seine Strohhütte ein, erschüttert diese, und läßt aus den Ritzen zwischen dem Stroh Rauch hervorbringen, dann kehrt er zu der staunenden Menge zurück, welche vest überzeugt ist daß diese Hütte nur durch eine übernatürliche Macht gebebt und geraucht habe.

Der Betrüger ist indessen klug genug um sein Ansehen nicht aufs Spiel zu setzen, indem er von Zambi nie sprechen läßt, außer wenn er vorher den Zustand der Atmosphäre genau untersucht hat, und beinahe mit Gewißheit Wind oder Regen vorhersagen kann. Er erhält für seine Bemühung Geschenke, und giebt demjenigen der ihn zu Rathe gezogen hat, eine geweihete Feder aus dem Schwanz eines Papageyes.

Die Sprache der Neger in Congo ist sehr weich und fließend; sie ist tönend aber angenehm; man wird dieses nach einem kurzen Wortverzeichnisse, welches ich am Ende dieses Abschnitts liefern werde, beurtheilen können, die Diphthongen folgen mit Schnelligkeit auf einander, daher auch diese Sprache heftige Empfindun-

gen sehr gut ausdrücken kann. Die meisten Zeitwörter endigen sich wie im Schwedischen auf ein a; Ihre Conjugationen haben nur zwey Zeiten, die gegenwärtige und die vergangene. Sie haben keine zukünftige Zeit und bezeichnen diese nur durch die gegenwärtige. Die vergangene Zeit der Zeitwörter in a endiget sich in i. Diese Conjugation scheint mir aus dem Lateinischen zu kommen, von der sie vielleicht den Infinitiv verloren, den Imperativ aber beibehalten haben.

Die Congo Neger wohnen in Strohhütten. Diese einfachen Wohnungen von allen Bequemlichkeiten entblößt, sind demungeachtet nicht unbequem. Sie sind aus Rohr verfertigt, welches so dick, als das Malayische ist, aber nicht die Festigkeit und den Glanz hat, wie jenes. Dünne hölzerne Stäbe an der äußern und innern Seite der Wände, welche mit starken Binsen die queer durch die Wand gehen befestigt sind, halten das Rohr zusammen. Diese Stäbe sowohl als die Binsen Knoten pflegen sie in gleichen Entfernungen anzubringen, um das Auge nicht durch Mangel an Symmetrie zu beleidigen. Verschiedene oben auf der Rohrwand zusammen befestigte Stäbe, tragen das Dach von trocknen Palmblättern, die dem Regen undurchdringlich sind. Einige Häuser haben hölzerne Thüren; doch hängt dieses von dem Stande und Vermögen des Besitzers ab: nur sehr wenige sind mit Fenstern versehen.

Ein jeder wohlhabender Mann hat mehrere Hütten: eine derselben dient zur Küche: jede Frau hat eine ei-

gene für sich und ihre Kinder, und einige andere sind zum persönlichen Gebrauch des Herrn. Alle zusammen stehen in einem großen, mit Rohr umzäunten Platz, der in mehrere Höfe abgetheilt ist; der Bezirk der Weiber ist abgesondert, und niemand darf ihn betreten. Außer allen diesen abgesonderten Höfen ist jede Hütte mit einem kleinen viereckigten Raum vorne versehen, in welchem ein kleines Obdach dicht an der Hütte steht, welches auf hölzernen Pfeilern ruht. Unter einem dieser Schirmdächer empfängt der Schwarze seine Besuche, und nie in seiner Hütte, die eigentlich nur ein dunkler Winkel ist, in den man auf allen vieren hereinkriechen muß. Unter dem kleinen Dach läßt er einen Teppich ausbreiten, und setzt sich auf demselben so nahe an die Thür der Hütte als möglich. Neben ihm unter demselben Dache, sind die Personen die er empfängt, und vor ihm stehen im Kreise ohne allen Schutz gegen die Sonne, seine Bedienten und das Gefolge des Gastes, denn es gehört zum Luxus sich von einer Menge Bedienten begleiten zu lassen, von denen viele weiter nichts als den bloßen Namen führen. Denn da es üblich ist, das Gefolge dessen der uns besucht, mit Getränk zu bewirthen, geben sich viele müßige Kerl für die Bedienten eines Vornehmen aus, und das Recht zu haben ihn überall zu begleiten, wo sie hoffen können bewirthet zu werden. Wenn man bei Tage Besuch abstattet, wird nur Branntwein gereicht, um Sonnenuntergang aber, trinkt man Palmwein frisch vom Baume gezapft; auf dieses Getränk folgt der Branntwein, den sie bis zum Unsinn lieben.

Eine Menge kleiner, zwei Fuß breiter Wege, mit hohen Wänden von Rohr eingefaßt, führen zu allen diesen Hütten und bilden ein vollständiges Labyrinth mit dem man bekannt seyn muß, um sich nicht zu verirren. Oft fand ich mich wegen der verschiednen Gänge in dem Quartier der Weiber, wenn ich am Ausgange zu seyn glaubte; und dieses Versehen war den Männern nicht sehr angenehm die sehr eifersüchtig sind.

Nicht alle Wohnungen dieses Landes sind gleich; diejenigen in der Nähe der von Europäern besuchten Gegenden, sind weit besser angelegt. Um nicht ganz im Staube zu wohnen, haben die Kaufleute ihre Häuser einige Fuß über der Erde erhöht, und dieses nennt man eine Gibanga. Diese Gebäude sind von großen Baumstämmen erbaut, die etwa sieben Fuß über der Erde hervorstehen, und dicht neben einander gestellt, und mit eisernen Klammern, Queerbalken und allem was ihnen Festigkeit geben kann, zusammengefügt sind. Diese Stämme unterstützen einige Balken auf denen der Fußboden der Wohnung ruht. Auf diesem Untergestelle aber errichtet man ein großes Haus von Stroh, welches vorne mit einer Gallerie versehen ist, auf der zur Vertheidigung Steingeschütz, Doppelhaken und sogar kleine Canonen liegen. Das Haus ist mit Thüren und Fenstern versehen, und dergestalt austapeziert und möblirt, daß es eine ganz bequeme Wohnung abgiebt.

Die Europäer pflegen diese leichte Wohnung, die allen Bedürfnissen des Clima entspricht mit mehrern

andern Hütten zu umgeben: von diesen sind einige für die Waaren bestimmt, einige für die Officianten, für den Wundarzt, dem Branntwein, den Hühnern und andern Thieren angewiesen. Eine andere dient zur Küche, eine zur Schmiede, zum Krankenhaus, zum Stalle und zum Gefängniß. Außerdem wird gewöhnlich ein Garten angelegt in dem sie europäische Gemüse und Kräuter ziehen, welches alles zusammen eine beträchtliche Wohnung von großem Umfange ausmacht, die sorgfältig bewacht wird, vornehmlich zu Malemba wo man beständig am Lande wohnt. Diejenigen Neger welche reich genug sind, ahmen diese Gibangen nach, und vorzüglich verdient die des Mambue von Malemba bemerkt zu werden. Diese ist zwar nur eine Strohhütte aber so sorgfältig eingerichtet und möblirt, daß es selbst in Europa weit besser als die Häuser der gemeinen Leute seyn würde.

Die Schwarzen haben in jedem ihrer Reiche nur eine Stadt, welche sie Banze oder Banza nennen. So sagen sie Banza Malemba, Banza Loango, um die Residenz der Könige dieser Staaten zu bezeichnen; außerdem aber haben sie viele Dörfer. Die Städte sind ein unordentlicher Haufen von solchen Hütten wie ich eben beschrieben habe; gewöhnlich liegen sie mitten in einem Palmwald, in der Nähe irgend eines Sees oder Flusses, oder einer reichlichen Wasserquelle. Sie enthalten keine breiten Straßen, sondern blos schmale Wege oder vielmehr Fußsteige, die von einer Wohnung zur andern führen. Da jede Stadt aus dergleichen abgesonderten

Bezirken besteht, die blos die Wohnung einer einzigen Familie mit ihrem Zubehör enthalten, so sieht man von selbst ein, daß die Städte einen sehr weitläuftigen Raum einnehmen müssen, ohne eben sehr volkreich zu seyn. So hat z. B. Banza Loango eine gute Meile ins Gevierte und enthält doch nicht mehr als 500 solcher Wohnstätten oder etwa 15000 Seelen. Jeder Familienbezirk ist noch außerdem mit einem Stück Ackerland umgeben, wo sie die Maniokwurzel zu ihrem eignen Gebrauch und andre Früchte und Gemüse für die Europäer ziehen. Vorzüglich wenden die Eingebornen viel Sorgfalt auf die Cultur des Pimento, oder guineischen Pfeffers, welcher ihnen ganz unentbehrlich ist, indem er den Magen stärkt und erwärmt, der in diesem heißen Clima sonst leicht alle Verdauungskraft verlieren würde.

Die ganze Gegend um die Stadt herum ist mit Palmbäumen aller Art und Cokospalmen bepflanzt, die ihnen ihre Hauptnahrung geben. Die Schwarzen kennen die Wichtigkeit dieser Bäume auch so genau, daß sie sich immer da wo sie wachsen, anbauen, und sich alle Mühe geben sie um ihre Wohnung herum zu vermehren. Außer den kleinen Fußpfaden die in den Städten von einer Wohnung zur andern führen, findet man in denselben auch große festgeschlagene viereckigte Plätze, die zu Märkten und Tummelplätzen der Kinder dienen. Diese letztern laufen ganz nackend herum, und wälzen sich mit dem Federvieh, den Schweinen

und Meerschweinchen, von denen die Städle wimmeln, im Staube herum.

Wenn man sich einer Stadt nähert, sieht man sie gar nicht, weil sie ganz mit Bäumen und Sträuchern umgeben ist. Geht man aber dem Winde entgegen, so riecht man sie wenigstens, indem sich die Folgen der Unreinlichkeit der Einwohner weit umher bemerken lassen.

Die Congo-Neger gehen beinahe ganz nackend, die Theile des Körpers aber die sie bedecken, kleiden sie mit Geschmack. Sie tragen ungeheure Halszierathen von Elfenbein, die ihnen sehr beschwerlich sind, und nur durch eine lange Gewohnheit ist die Haut des Halses hinlänglich abgehärtet, um nicht dadurch verwundet zu werden. Ihre Pagnen bestanden ehedem aus Macuten, welches in ihrer Sprache ein Zeug von Stroh bedeutet. *) Aber seitdem sich durch den Handel mit den

*) Diese Macutas sind die oben erwähnten Pagnen oder die ursprünglichen Bedeckungen der Neger des Unterleibes aus Palmenfasern und andern Gewächsen, von denen Herodot schon gehört hatte. Die ersten Schriftsteller der portugiesischen Entdeckungen erwähnen derselben immer, ohne jedoch ihren Namen zu bemerken; so sagt Ruy de Pyna in seiner Chronik König Johann II. S. 148. (Er lebte gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts.) Der König von Congo habe nach Portugal unter andern Geschenken Panhos de Palma gesandt, die schön gewebt, (ben tecidos) und mit bunten Farben (com finas coores) verziert wa-

Europäern der Luxus unter ihnen eingeschlichen hat, sind ihre Pagnen von Leinwand, Cattun, Seide, Tuch und sogar von Sammet. Sie sind begierig rothe Seekorallen zu erlangen, es ist dieses der höchste Flug des Luxus, und sie schmücken sich gern damit. Die Reichen tragen eine lange silberne Kette, die sie acht- bis zehnmal um die Hüften schlingen. Das wichtigste Stück aber in ihrem Putz ist ein Katzenfell mit Schellen und Glöckchen verziert, welches sie vorne in der Gegend

ren. Noch 1666 wurden sie in Congo getragen, und zehn dieser Macuten galten damals 100 Rees. (S. Relation dun Voyage de Congo par Michel Ange de Gattine et Denys de Carli. Lyon 1680. S. 58.) Da diese Palmen-Macuten hernach Pagnen genannt, oder in Macuten von Cattun, Leinwand oder Seide veredelt, im Africanischen Handel der Maasstab wurden, den Werth aller verkäuflichen Artikel zu bestimmen, wie man in andern Gegenden dieses Welttheils die Waaren-Preise nach Barren oder Eisenstangen, nach Kupferringen, oder gar Neger-Köpfen berechnet, so fingen zuletzt die Portugiesen an, die bloße Rechnungs-Macuten in Macutengeld zu verwandeln. Letzteres bestand anfänglich aus Kupfermünzen von ganzen, halben und viertel Macuten, und eine solche Macute hat noch den Werth von 50 Rees oder ungefähr zwei gute Groschen. Jetzt roulliren aber auch in Angola Macuten von Silber, und nach dem portugiesischen Staats-Kalender, der eine Nachricht von allen Münzen in Portugal und dessen Kolonien enthält, hat man in Angola Silbergeld von 2. (eine solche hat der verstorbene Büsch in seinen Schriften über die Handlung beschrieben.) 4, 6, 8, 10 und 12 Macuten. Die erstere ist 100, und die letzte 600 Rees gleich.

des Unterleibes tragen. Dieses heißt ihr Canda, welches soviel als Fell bedeutet. Dieser Theil ihrer Kleidung ist das Zeichen der Ehre; auch setzen sie darauf einen so großen Werth, daß sie es für die größte Beleidigung halten, einem Manne sein Katzenfell zu entreißen; eher würden sie alles über sich ergehen lassen, als dieses dulden. Eigentlich kommt dieser Schmuck nur den Fürsten zu, höchstens den kleinern Oberhäuptern, so wie aber alle Gewohnheiten ausarten, ist es auch mit dieser gegangen. Anfangs hat man das Canda den Hofleuten gestattet, dann ihren Leuten, und nun sogar den Kaufleuten, alle aber setzen eine große Ehre darin es zu tragen, und den Sklaven ist es ganz verboten.

Der Gebrauch der Armbänder ist hier, wie beinahe unter allen Nationen des Erdbodens, allgemein. Die Congo-Neger tragen diese Zierathen sowohl an den Armen als um die Beine. Es sind ungeheure Ringe von Kupfer oder Eisen. Dieser Schmuck ist ihnen auch so lieb, daß sie sich muthig dem Schmerz unterwerfen, sich diese Ringe um die Knöchel festschmieden zu lassen; auch habe ich sie so schwer gesehen, daß sie denen die sie trugen, Schwielen um Hände und Füße verursachten.

Die Kleidung der Weiber ist weniger edel: sie tragen keine Mützen, keine Katzenfelle, und ihre Pagnen schleppen nicht auf der Erde wie bei den Männern; dagegen bedecken sie sich mit einer ungeheuern Menge

Glaskorallen, von verschiedenen Farben, die ihnen die Europäer zuführen, und dieser Schmuck macht mit ihrer schwarzen Haut einen ganz angenehmen Contrast. Den Busen bedecken sie mit einer kleinen Pagne von verschiedenen Zeugen, und sind auf rothe Corallen eben so erpicht wie die Männer; diese Zierde zu besitzen ist für sie das höchste Glück der Eitelkeit, und sie haben in ihren Augen eben den Werth als Diamanten in den unsrigen.

Was die Sklaven anbetrift, so nöthigt uns die Sorge für die Reinlichkeit, sie ganz nackend gehen zu lassen. Dieser Umstand ist für sie nicht drückend, denn sie kennen keine Schamhaftigkeit. Die Europäer selbst nehmen auch bald diese kalte Gleichgültigkeit an, und sehen ohne die geringste Empfindung Reize, die sonst ihre Huldigung fordern würden.

Die Sitte sich die Haut zu färben oder zu tattowiren, die man bei so vielen rohen Nationen findet, ist auch hier eingeführt, doch thun es nur die Männer. Es scheint bey ihnen eine religiöse Gewohnheit zu seyn, und wird von den Priestern verrichtet. Ich war einmal zugegen, als ein schmieriger, lächerlicher Kerl mit vielen Grimassen dem Mafuc Baba *) zu Malemba,

*) Dieser Titel bezeichnet eine ansehnliche Würde unter den Negern in Congo, welche im dritten Abschnitt genauer beschrieben ist. Der Mafuc ist eigentlich der Finanzminister und oberste Mäckler in dem Handel mit den europäischen Schiffscapitains, die dort Negersclaven einkaufen.

die Schläfe, die Stirne und die Arme färbte. So lange er zugegen war blieb der Mafuc und seine Weiber ernsthaft, aber kaum hatte er sie verlassen, als sie in ein übermäßiges Gelächter ausbrachen.

Dieses beweiset daß sie eben keine große Vorstellung von der Heiligkeit dieser Operation haben, die sich die Priester übrigens theuer genug bezahlen lassen. Von dem Mafuc erfuhr ich, daß diese Ceremonie dazu dienen soll, ihnen den Schutz des Fetisch gegen den Wind, die Fische, die Tiger u. s. w. zu verschaffen; doch schien er selbst keinen großen Glauben an die Wirksamkeit derselben zu haben, denn nachdem er mich an Bord begleitet hatte, und ich ihn des Abends wieder an Land setzen ließ, bat er mich dringend um eine Fackel, oder wenigstens eine Laterne um die wilden Thiere zu verscheuchen die er unterweges antreffen könnte.

Die Congo-Neger sind mehrentheils furchtsam, übrigens sanft von Gemüth, gut und offenherzig, aber geizig und eitel.

Ihre Eitelkeit geht indessen blos auf ihren Putz, und es ist recht komisch zu sehen, wie stolz sie sich in einer reichen Weste oder einem gestickten Rocke brüsten, die man ihnen aus der Trödelbude bringt, und die sie auf die bloße Haut ohne Hemde anziehen. Da sie aber nur für den Genuß des Augenblicks Sinn haben, werden sie dieses Putzes bald überdrüssig, und überlassen ihn einem ihrer Dienstboten, der anfänglich darauf

sehr stolz ist, ihn jedoch bald den geringern Bedienten überläßt die seiner eben so bald satt werden, und so kommt der unglückliche Rock bald an den untersten Pöbel, aber so mit Ungeziefer überladen, so voll Schweiß, Fett und Schmutz, daß man weder Farbe noch Stickerey erkennen kann.

Den Affen gleich, welche ihre Wälder bevölkern, sind sie sehr zur Nachahmung geneigt; ein Hang, der wenigstens das erste Mittel zur Cultur werden könnte. So wollten diese Schwarzen, nachdem sie die Officiere von der Marine gesehen hatten, die 1784 mit Herrn von Marigny kamen, um die Vestung zu zerstören welche die Portugiesen zu Cabenda errichtet hatten, nichts als Uniformen mit Epauletten tragen. Die Capitains der Schiffe waren genöthigt sich nach diesem Geschmack zu bequemen, und ihnen Uniformen von allen Farben mit Epauletten geziert zu bringen; diese empfingen sie mit Entzücken, und kauften sie zu hohen Preisen ein, weil sie sich einbildeten eine große Wichtigkeit zu erlangen, wenn sie einen Rock trugen, dem jeder wie sie sahen, mit so viel Achtung begegnete. Diese Mode verging indeß sehr schnell, denn man brachte ihnen nur unächtes Gold und Silber *), welches gleich schwarz anlief und ihnen zum Eckel wurde.

*) Unter den zum Negerhandel bestimmten Waaren werden auch eine Menge Hüte mit unächten Tressen besetzt, ausgeführt. Ein Sclavenschiff hat deren gewöhnlich zwanzig bis dreyssig Dutzend am Bord, die aber von so geringem Werthe sind, daß ein solcher Hut nur eine Pagne gilt.

Eben dieser Hang zum Nachahmen macht, daß sie allen Personen welche die vornehmste Aufsicht über irgend ein Geschäft führen, den Titel Capitain beilegen, weil sie nicht Gelegenheit haben eine höhere europäische Würde kennen zu lernen. So heißt also bei ihnen jedermann Capitain der irgend etwas zu befehlen hat. Derjenige welcher die zusammengeketteten Sclaven führt, die man theils zu den Arbeiten der Faktorey braucht, theils nach den Colonien einschift, heißt Ketten-Capitain; dieser Mann ist mit einem Säbel bewafnet, und betrachtet sich als eine sehr wichtige Person. Der Wasser-Capitain, der Holz-Capitain, der Hühner-Capitain, der Fisch-Capitain führen alle diese Titel von ihrem Geschäft. Der Jagd-Capitain ist der angesehenste, und zwar aus dem einzigen Umstand weil er den Muth hat, ziemlich ungeschickt ein Gewehr abzufeuern, welches ihm bei vielen der Eingebornen sehr hoch angerechnet wird; endlich heißen auch diejenigen welche den Palmsaft abzapfen, Palm-Capitains.

Der Stamm des Palmbaums ist bekanntermaßen ganz ohne Aeste und Blätter, bis oben hinauf wie der Schaft einer Säule; so schwierig es nun auch scheinen mag, so klimmen die Neger doch in einem Augenblick den langen Stamm hinauf. Der Palm-Capitain ist zu diesem Geschäft mit einem grünen, biegsamen Reif, wie ein Faßband, versehen; diesen schließt er so fest als möglich um sich und den Baum herum; alsdenn stützt er den Rücken fest gegen den Reif, und stemmt die Knie und Füße mit Kraft gegen den rauhen Stamm

des Baums. Mit einer leichten Bewegung läßt er nun den Reif zwey Fuß höher springen, und indem er sich zusammenkrümmt, zieht er seine Füße eben soviel höher hinauf, durch öftere Wiederholung dieses einfachen Kunstgriffs erreicht er den Gipfel des Baums. Zuweilen bricht der Reif, oder das Band löset sich, das ihn zusammen hält, alsdenn thut der Unglückliche einen schweren Fall, der ihm zuweilen das Leben kostet, oder ihn wenigstens schwer verwundet, nachdem er den Baum höher oder niedriger erklettert hatte.

Sobald der Palmkapitain sich oben befindet, schneidet er einen Zweig des Baums wie das Mundstück einer Flöte ab, befestigt in die Oefnung ein Blatt in Gestalt eines Trichters, und steckt dieses in eine Calebasse, welche vier und zwanzig Stunden dort hängen bleibt, und je nachdem der Baum saftig ist, sich anfüllt. Ein solcher angebohrter Cokosbaum trägt keine Früchte, die abgeleiteten Säfte fließen alle der Wunde zu, die man von Zeit zu Zeit erneuern muß, damit sie nicht verwächst. Bey erschöpften Bäumen muß es täglich geschehen.

Der Saft des Cokosbaums ist weislich, kömmt bald in Gährung und säuert leicht. Anfänglich ist er den Fremden widrig, man gewöhnt sich aber bald, und findet großen Geschmack daran. Er schäumt wie Champagner, und ist frisch von lieblichem Geschmack.

Der Gesang der Bewohner der Küste von Angola, verdient viel Aufmerksamkeit, indem er weit gebildeter

ist als man von einer wilden Nation erwarten dürfte. Wenn sie auch nicht die Verfeinerung der Kunst kennen, wenn sie auch keine Melodie haben, so hat sie doch die Natur mit so bildsamen Organen und einem so feinen Ohr begabt, daß sie vermittelst dieser Anlagen einigen Begriff von Harmonie bekommen haben. Sie singen mit außerordentlicher Bestimmtheit, und wenn es gleich eine barbarische Musik ist, so haben sie doch die erste und zweite Stimme und den Baß, und diese Harmonie ist so richtig als sie nur immer seyn kann; das heist, wenn man einem Componisten die erste Stimme eines ihrer Lieder gäbe, so würde er nach derselben eine zweite Stimme und den Baß genau so setzen, wie die Neger diese in ihrem Lande singen. Ihre Gesänge begleiten sie mit Tänzen, die mehr musikalisch als graziös sind. Derjenige, welcher den Tanz anfängt, stellt sich vor die Tänzer, die, wenn sie zahlreich sind in einer oder zwey Reihen stehen, sonst aber einen Kreis um den Vortänzer schließen. Zuerst lehrt dieser Mann sie die Pas, die sie machen sollen, denn theilt er sie in die erste, zweite Stimme und Baß, wobei er jedem den Platz anweiset, der ihm nach seiner eigenthümlichen Stimme zukommt; dann singt er ihnen alle drey Theile des Liedes vor, welches sie auch bald fassen, da der ganze Gesang nur aus zwey bis drey Redensarten besteht, die beständig wiederholt werden. Verschiedene dieser Gesänge sind auch eine Art von Unterredung mit dem Vorsänger, welcher allein singt, und dem das Chor antwortet. Wenn jeder seine Stimme einstudirt hat, fangen sie zusammen an; jeder Takt wird mit einem Sprung auf einem oder beiden

Beinen begleitet, und die guten Noten jedes Takts werden durch einen Tritt mit dem Fuß, mit bewunderns-würdiger Uebereinstimmung bezeichnet. Jeder Einschnitt des Takts wird durch ein Händeklatschen angedeutet und bestimmt; und wenn die Bewegung langsam ist, bedienen sie sich dieses Händeklatschens auf eben die Art, wie wir der Taktstriche; das heist, sie bezeichnen den Takt durch ein so oft wiederholtes Klatschen als sie nöthig finden, um der Bewegung Ausdruck zu geben, und dieser Ausdruck ist sehr fühlbar. Ein Fremder erkennt sogleich ob der Gegenstand traurig, ernsthaft oder lustig ist. Ihre Gesänge begleiten sie mit verschiedenen Trommeln, und so genau nach dem Takt und mit einer solchen Präcision, daß sie das geübteste Ohr in Erstaunen setzen.

Die Congo-Trommeln sind verschieden an Gestalt und Verhältniß; man hat deren zum Tanz und zu öffentlichen Festen, zum Lärmschlagen und zum Kriege. Diese letztern gleichen in der Gestalt vollkommen unsern Zimbeln; die zum Lärmschlagen sind wie die zu den Festen gehörigen, nur dicker; die kleinsten endlich sind die welche man bei dem Tanze gebraucht. Diese letztern sind aus einem Zweige des Mapubaums *) verfertigt,

*) Diesen Baum hat der Verf. schon oben im ersten Abschnitt beschrieben. Den Namen Mapu kennen andere Reisende nicht, Barbot ausgenommen, der gelegentlich bemerkt, daß dessen Holz den Negern zu Flößen diene, sondern Cavazzi der 1654 in Congo war, nennt ihn Alicondo. (Labat Relation de l'Ethiopie Occidentale. T. I.

etwa sieben Fuß lang und funfzehn Zoll im Durchschnitt; eine andere Art dieser Trommeln ist mit einem schlecht gespannten Ziegenfell überzogen, welches einen sehr dumpfen Ton giebt. Das Instrument wird gewöhnlich mit Hülfe des Feuers ausgehöhlt, aber es bleibt noch immer so dick, daß das Holz nicht vibriren kann, folglich bringt man nur einen unvollkommnen Ton hervor. Derjenige welcher die Trommel rührt, sitzt darauf, oder trägt sie an einem Bande hängend zwischen den Beinen. Sie bedienen sich um sie zu schlagen keiner Stöcke, sondern thun es blos mit den Händen. Ihre musikalischen Instrumente kommen ihren Gesängen nicht gleich. Sie haben eine Art Violine aus der Frucht des Mapu gemacht, über welche sie drey Saiten spannen, die sie mit den Fingern wie die Guitarre schlagen. Sie bevestigen auch ein Griffbrett an dieses schlichte Instrument es dient aber blos dazu diejenigen Saiten zu spannen, welche sie nicht berühren. Sie halten die Violine zwischen beiden Händen, das Griffbrett nach außen gekehrt und kneipen mit den beiden Daumen, indem sie dazu einen widrigen Gesang durch die Nase anstimmen. Ich habe nie genau bestimmen können, welches Verhältniß die drey Saiten zu einander hatten. Es schien mir als ob zwischen den beiden stärksten nur ein Ton war, und die Intervalle zwischen der höchsten und der zweiten war eine große Terze. Dieses Maas ist aber nicht völ-

S. 120.) Eben diesen Namen führt er beim Merolla von Sorvento und Zachelli. (Reisebeschreibung nach Congo. S. 282.)

lig genau, und die Begleitung ist ein unharmonischer Lärm ohne alle Kunst.

Sie haben auch sehr lärmende Trompeten, theils von Holz, theils von Elfenbein. Diese letztern sind sehr selten, weil sie aus einem einzigen Stück seyn müssen und es schwer hält so große Elephantenzähne zu finden. Sie stimmen sie ziemlich richtig unter einander, aber es bleibt doch immer eine barbarische Musik.

Ihr Geiz zeigt sich in der Gierigkeit mit welcher sie alles, was sie nur von Europäischen Waaren bekommen können, an sich reißen. Auch hat alles nur in Beziehung auf diese einen Werth für sie. Ein kleiner Vorfall, welcher sich zu Malemba ereignete, kann zu ihrer Charakterschilderung dienen.

Ein französischer Geistlicher, welcher Missionarius in diesem Lande war, trieb sein Geschäft mit großem Eifer; aber sein Gemälde des ewigen Lebens, so anziehend er es auch zu machen suchte, konnte keinen der Eingebornen anlocken. Der Aufenthalt im Paradiese schien ihnen sehr langweilig, weil man ihnen nicht versprach daß sie dort Branntwein trinken würden; auch klagten sie sehr darüber, und zogen eine Reise nach Frankreich, wo dieses kostbare Getränk herstammte bei weitem vor. Der Missionarius machte also keine Proselyten. Endlich ließ sich doch einer, durch die dringenden Vorstellungen des Geistlichen dahin bringen, sich mit ihm einzulassen, und ins Paradies zu reisen, und

fragte, wie viel Waaren er dafür erhalten würde. Gar keine, erwiederte der Geistliche: wir wollen uns verständigen, sagte der Schwarze. Ich frage dich, wie viel Waaren du mir geben willst um die vorgeschlagene Reise zu machen. Der Missionarius wiederholte nochmals mit Salbung die vorige Antwort, indem er jedoch alles hinzusetzte, was ihn reitzen konnte. Der andre aber antwortete ihm in gebrochnem Französisch: das habe ich alles hier, glaubst du, daß ich dort umsonst hinlaufen werde; gieb Waaren her, oder es wird nichts daraus. Der Geistliche bestand wenigstens auf die Taufe, aber er bekam zuletzt keine andere Antwort, als gieb Waaren her, gieb Branntwein her. Nie hat eine Mission weniger Fortgang gehabt. Der arme Pater Joly blieb zwey Jahre zu Malemba und in diesem ganzen Zeitraum taufte er nur einen einzigen Neger, und dieser war noch dazu ein krüpelhafter Sklave den niemand kaufen wollte. Die Kaufleute, um ihn los zu werden, wollten ihn von der Spitze des Berges herunterstürzen *); voll Eifer lief unser Pater hin, und kaufte

*) Eine ähnliche Behandlung alter oder fehlerhafter Neger, welche von europäischen Sclavenhändlern verworfen werden, beschreiben auch andere Reisebeschreiber. Smellgrave (Account of some parts Guinea S. 47. 101) erzählt, die Einwohner von Whidah ermordeten die alten Leute von ihren Kriegsgefangenen, weil sie doch nicht von Europäern gekauft würden. In eben diesem Negerlande sollte 1727 eine Frau wegen Vergehungen als Sclavin verkauft werden, weil sie zu alt war, wollte sie kein Negerhändler haben,

ihn los für ein wenig Branntwein, und blos wegen seiner Misgestalt ward dieser Unglückliche ein Christ.

Dieses ist nicht das einzige Beispiel einer fruchtlosen Mission. Im Jahr 1777 kam eine von La Rochelle an, die aus vier Italienischen Geistlichen voller Eifer für die gute Sache bestand. Sie wollten sich unter das Volk von Sogno *) begeben, und waren reichlich mit Geschenken versehen, die ihnen den Fortgang ihres Geschäfts erleichtern sollten; auch hofften sie im Lande noch die hinterlassenen Besitzthümer einer frühern Mission zu finden,

der König ließ sie daher statt eines andern Negers der ersäuft werden sollte, hinrichten, und behielt diesen zum Sclaven.

*) Sogno ist eine von den sechs Provinzen worinnen das Reich Congo vertheilt wird, die andern heißen Bamba, Sundi, Pango, Batta und Pimba. Sie wird gegen Norden von dem Zairefluß und gegen Süden vom Flusse Ambeiz begränzt, und von eignen Fürsten regiert, die Missionarien in ihrem Lande dulden, auch zuweilen die katholische Religion angenommen haben. Der Kapuziner Anton Zuchelli von Gradisca hat sich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lange in Sogno als Missionarius aufgehalten und in seiner Reise die Beschaffenheit dieses Landes beschrieben. Die von Hn. Degrandpre so oft angeführten Ortschaften Cabenda und Malemba sind in zwey verschiedenen Provinzen des Reichs Loango, jenseit des Zayre belegen, und die Negerhändler nennen jene Provinzen nach diesen Handelsplätzen. Daher heißt bei ihnen Cacongo, Malemba, und die kleine Landschaft N'iogo (Anjoi) Cabenda. (S. Proyart Geschichte von Loango, Cacoango rc. S. 8.)

welche Krankheiten und andre Umstände in ihrem Vorhaben gestört hatten.

Ich befand mich eben damals zu Cabenda, als die guten Mönche zu Malemba ankamen. Der Vornehmste, von den drey andern begleitet, reiste voran nach Cabenda, wo ich ihn weiter beförderte. Ihre Reise war nicht die glücklichste, denn entweder durch den Unverstand der Neger oder durch ihre Bosheit geriethen sie in Gefahr zu ertrinken, indem sie über dem Zairefluß sezten. Indessen erreichten sie doch Banze Sogno, die Hauptstadt dieser Provinz, und baten uns ihre Gefährten nachzuschicken. Ich fertigte sie sogleich ab, aber in weniger als zehen Tagen kehrten sie ganz erschrocken zurück, und zweifelten ob sie wirklich mit dem Leben davon gekommen wären. Bey ihrer Ankunft dort hatten sie ihre Freunde vergiftet, todt und begraben gefunden. Sie machten sich auf eben dieses Schicksal gefaßt, und einer von ihnen dachte schon an nichts weiter als sich gehörig zum Tode vorzubereiten; der andere aber, welcher jünger und muthiger war, und noch mehr am Leben hieng, gerieth auf den Einfall die Schwarzen zu hintergehen. Er stellte sich als ob er den Tod der beiden andern für natürlich hielt, und beredete die Eingebornen, sie hätten den größten Theil der ihnen bestimmten Geschenke zurückgelassen, diese würde man aber niemand anders als ihnen selbst ausliefern; auch wäre es nothwendig, daß sie beide reiseten, weil sie auf verschiedenen Schiffen nach Africa gekommen wären, und keiner für den andern die Geschenke abholen könnte.

Die Neger, welche darauf rechneten, daß sie auch diese beiden zeitig genug in ihrer Gewalt haben würden, und gierig nach den versprochenen Geschenken, liefen in die Falle; baten sie, um sie desto sicherer zu machen, einige Weiber und Kinder zu taufen, und versahen sie darauf mit Hängematten, um nach der Küste zurückzukehren. Von hieraus schickten wir sie, voller Freuden so glücklich entkommen zu seyn, wieder nach St. Domingo.

Die Missionarien ziehen sich indessen öfters selbst ein solches Schicksal zu; wenn sie den Negern blos vorpredigten, oder solche in den Anfangsgründen des Christenthums unterrichteten, so würden sie wohl nicht viel ausrichten, doch zuverlässig keine üblen Folgen davon erfahren, und vielleicht könnte die Beharrlichkeit endlich doch zum Zweck führen, zumal wenn sie die ältern Leute ihren gewohnten Weg gehen ließen, und sich nur an die Kinder wendeten. So aber ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen, und folglich ohne Gründe für ihre Absicht angeben zu können, fangen sie damit an, daß sie von ihnen fordern ihre alte Lebensart zu verlassen, und ihnen die strengste Kirchenzucht auferlegen. So hat es Missionarien gegeben, die in ihrem heiligen Eifer die Vielweiberey ohne Rücksicht auf den Einfluß des Clima, und die Macht der Gewohnheit ohne Schonung verdammten, und ihnen ihre Weiber mit Gewalt zu entreißen suchten, und da sie glaubten das Beispiel der vornehmsten würde am kräftigsten auf die andern wirken, wählten sie gerade diese um ihren apostolischen

Eifer an ihnen auszulassen, und man darf sich eben nicht wundern, daß die Neger dieses nicht leiden wollten.

Ich bin indessen überzeugt, es würde leicht seyn, die Neger von Congo zu civilisiren; nur müßte man vor allem zuerst ihr Vertrauen gewinnen; man müßte Missionarien wählen, die anstatt sie unterrichten zu wollen, ehe sie sich ihnen verständlich machen können, sich bestrebten ihnen nützlich zu seyn. Wundärzte die ihnen bey ihren Krankheiten behülflich wären, Männer die sie den Ackerbau lehrten, diese wären die besten Missionarien, welche von ihren Bemühungen einen glücklichen Erfolg hoffen könnten.

Die Neger machen alle ihre Reisen zu Fuß, wenn sie nicht reich genug sind, sich in einer Hängematte tragen zu lassen. Diese Hängmatten sind ein sehr starkes Gewebe oder Flechtwerk von Baumwolle, welches Produkt wohl bey ihnen einheimisch seyn muß, obgleich ich es nicht habe wachsen sehen *).

Dieses Baumwollenzeug ist an jedem Ende mit einigen Schnürlöchern versehen, durch die einige Stricke gezogen werden, vermittelst deren man die Hängmatte

*) Daß Baumwolle in mehrern Gegenden von Africa ein einheimisches Product sey, ist allgemein bekannt. Sie wächst zwar dort meistens wild, weil die Einwohner keinen Absaz finden. Sie könnte indessen leicht, und von vorzüglicher Güte gezogen werden. (Clarkson über die gegenwärtige Beschaffenheit des Sclavenhandels S. 104.)

stark an zwey Pflöcke bevestigt, die queer durch eine 24 bis 25 Fuß lange Bambusstange gehen. Der Reisende sezt sich seitwärts in die Hängmatte, und hat die Stange, welche vier Träger an den Enden mit unglaublicher Geschwindigkeit forttragen, in der Gegend der Brust vor sich. Man kann sich keine bequemere Art zu reisen denken, nur finden die Europäer, welche nicht mit untergeschlagenen Beinen sitzen können, es lästig sie heraushängen zu lassen, weil die gespannte Matte ihnen in die Kniekehlen schneidet.

Die gewöhnliche Speise der Neger ist die bis zur Säure gegohrne Maniokwurzel, die sie im heißen Sande backen. So zubereitet ist sie weich und saftig, und vertritt die Stelle des Brodtes.

Außerdem machen sie eine Art von Ragout das sie Cary nennen, welches mit Cokosöl, einer Art Tomate, *) Terra marita und Englischem Gewürz bereitet wird. Diese Sauce brauchen sie zuweilen zu ihren Fischen, zuweilen auch zum Geflügel; sie ist so fürchterlich stark gewürzt, daß wer nicht daran gewöhnt ist, bey dem er-

*) Proyart beschreibt S. 26. die Tomate als eine kleine Frucht von der Größe und Farbe einer Kirsche. Die Neger brauchen sie an ihren Speisen, wie wir Zwiebeln, allein mehr zum Ausfüllen, als zum Würzen. Sie wächst auf einer kleinen Staude, nimmt den Geschmack einer jeden Brühe an, theilt ihr aber keinen mit, weil sie ganz unschmackhaft ist, von Terra marita habe ich keine Erklärung finden können.

sten Bissen die Empfindung hat, als ob er eine glühende Kohle in den Mund steckte, und von Kopf bis zu den Füßen mit Schweiß übergossen wird.

Die Küstenbewohner nähren sich hauptsächlich von Fischen, die sie an der Sonne dörren; sie essen außer ihrem Cary noch unreife, geröstete Pisangs, in der Asche gebackne Pistacien und andere Früchte, etwas gebratnes Geflügel, sehr wenig Gemüse, und sehr selten Wildpret oder Ziegen und Schweine, welche sie für die Europäer aufbewahren.

Die unter ihnen eingeführte Vielweiberey, erlaubt ihnen so viel Frauen zu nehmen, als sie für gut befinden, diese sind Sclavinnen; wenn indessen ein Schwarzer die Tochter eines großen Vasallen, oder irgend eines andern gleich angesehnen Mannes zur Frau nimmt, darf er sie nicht verkaufen; über alle übrigen aber hat er dieses Recht, doch üben sie es selten aus. Im Innern des Hauses hat auch die Vornehmere keine Vorrechte, und sie steht mit den übrigen Sclavinnen in einer Classe. Sie haben keine Heirathsgebräuche, der Mann nimmt die Frau, und von dem Augenblick an ist er ihr Herr, ohne alles Zuthun der Priester; er lebt ohne Unterschied mit allen seinen Weibern, und vertheilt seine Gunstbezeugungen unter sie nach Belieben. Jede Frau aber wohnt mit ihren Kindern in einer besondern Hütte, doch haben alle diese Hütten einen gemeinschaftlichen Hof.

Um die Tageszeit wo der Palmwein getrunken wird versammeln sich gewöhnlich alle Weiber bei dem Mann, ausgenommen wenn sie ihre periodische Reinigung haben, alsdann wird die Frau als unrein betrachtet, und verbirgt sich vor jedermanns Augen. Sie muß sechs Tage eingesperrt bleiben, ohne sich vor irgend einem menschlichen Wesen sehen zu lassen; erblickt sie aber jemand aus Versehen, oder sonst durch einen Zufall, so fangen die sechs Tage wieder von neuem an. Ihre Gefährtinnen bringen ihr die Speisen bis an die Thür der Hütte, wo sie solche wegnimmt, sobald sie sich entfernt haben. Diese Unpäßlichkeiten dauern kaum sechs Tage, sobald sie aber vorbei sind, beklebt sie sich vom Scheitel bis zu den Zehen mit rother Erde; sogar das Gesicht und die Haare werden nicht verschont; in diesem Zustande bleibt sie bis zu dem Ausgang der bestimmten Zeit, wo sie hingeht sich zu baden, die rothe Erde hat indessen allen Schmuz an sich gezogen, und sie kömmt schöner, das heißt schwärzer als je, aus dem Bade.

Die Weiber bedienen sich nicht allein der rothen Erde um sich zu säubern, die Männer machen auch Gebrauch davon, und lassen einen kleinen Kreis von rother Erde um die Nägel der Hände und Füße stehen, um ihre Sauberkeit zu bescheinigen.

Der Rang in der Gesellschaft ist ohne Rücksicht auf Staatsämter folgendergestalt vestgesetzt: den ersten hat der König und seine Familie, alsdann folgen die ge-

bornen Prinzen, hierauf die Gemahle der Prinzessinnen, ferner die Vasallen, die Hofleute, die Kaufleute, und die Knechte.

Diese letztern machen eigentlich die niedere Volksklasse aus; viele unter ihnen sind Sclaven, und den Launen ihrer Herren unterworfen, die sie verkaufen können sobald es ihnen beliebt. Viele andre haben ein solches Schicksal nicht zu befürchten, obgleich das Gesetz sie ebenfalls für Sclaven erkennt; aber entweder geben ihre Reichthümer ihnen ein Ansehen, oder der lange Aufenthalt an einem und demselben Orte hat sie dort so einheimisch gemacht, daß ihre Herren sich scheuen, sie zu verkaufen, oder sie selbst ungern verlieren möchten. Sie erkennen sich demnach selbst als Sclaven, der Herr kennt auch seine Rechte, er übt sie aber selten aus.

Die Klasse der Kaufleute besteht aus den unzähligen Negern welche Afrika durchschwärmen um Sklaven aufzusuchen. Um bis zu den Europäern zu dringen, müssen sich diese Leute an Unterhändler wenden, welche letztere die eigentlichen Mäkler sind, und unmittelbar mit den Befehlshabern der Schiffe handeln. Ihr Reichthum oder ihre Gewalt bestimmt den Grad des Zutrauens, welches diese Kaufleute zu ihnen haben, daher sind sie auch alle angesessen. Ihre Wohnung ist immer in der Nähe der Gegend, wo die Schiffe anlegen. Dort empfangen sie die Kaufleute, bewirthen sie köstlich, um sie zu bewegen, bald wieder zu kommen, und überlassen ihnen häufig den ganzen Preis der Sklaven, im

dem sie sich mit dem begnügen was ihnen die Europäer für ihre Mühe geben.

Jedermann hat die Erlaubniß ein Mäkler zu seyn, sobald er nur das Vertrauen der Kaufleute gewinnen kann. So sind die Landeigenthümer, ihre Knechte, die Lehnsleute oder Vasallen, die Staatsofficianten, selbst die Fürsten Mäkler. In der Gesellschaft haben sie sogleich den Rang nach dem Fürsten. Ein Schwarzer, der eine europäische Faktorey besucht, findet sich durch den Titel ein großer Mäkler mehr geschmeichelt als durch irgend einen andern. Einer der vornehmsten Staatsbedienten, wird, wenn er abgesetzt wird, wieder Mäkler, oder vielmehr er bleibt bei diesem Gewerbe, weil er dasselbe auch neben seiner vorigen Würde trieb. Die Europäer haben nicht wenig dazu beigetragen, das Ansehen dieser Classe von Menschen zu vermehren, indem sie diese nützlichen Werkzeuge ihres Handels mit besondrer Achtung auszeichneten; jeder will also Mäkler seyn, und weiter geht sein Ehrgeiz nicht.

Der Lehnsmann ist ein reicher Landeigenthümer, der zwar nicht am Boden haftet, aber doch Leibeigner des Königes und der Prinzen von Geblüt ist, die ihn verkaufen können wenn sie wollen.

Man theilt die Prinzen in zwey Classen, die Prinzen von Geblüt und die Gemahle der Prinzessinnen. Es herrscht hier eine ganz besondere Sitte, nehmlich

die, daß der Adel durch die Mutter, und nicht durch den Vater fortgepflanzt wird. Wenn ein Prinz von Geblüt noch so viele Kinder hat, so wird doch keines von ihnen unter die Prinzen gerechnet, wenn die Mutter keine Prinzessin ist, die Kinder einer gebornen Prinzessin hingegen, sind alle Prinzen von Geblüt, der Vater mag seyn wer er will. Das nemliche Gesetz schließt das Kind von der Erbschaft des Vaters aus, und der Grund, den sie dafür angeben, ist, daß man den Vater des Kindes nie zuverlässig wissen könne, über die Mutter aber könne kein Zweifel entstehen.

Die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt behaupten einen sehr hohen Rang und besitzen große Gewalt; sie haben das Vorrecht jeden zu verkaufen, der nicht wie sie, Prinz von Geblüt ist. Man überhäuft sie mit aller ersinnlichen Ehrenbezeugung; wenn man mit ihnen spricht, so giebt man ihnen den Titel Moene, spricht man aber von ihnen so bezeichnet man sie durch das Wort Fumu *). Diese Benennungen sind beiden Geschlechtern gemein. Die Staatsbedienten geben ihnen überall den Vortritt, sie erscheinen öffentlich mit allem

*) Die Bedeutungen dieser Titel sind im Original nicht erklärt, allein in dem kleinen Wortregister der congoischen Sprache, das im ersten Theil dieser Reise sich findet wird Móne durch Monseigneur übersetzt, da aber Móna in dieser Sprache ein Kind heist, so kann Móne vielleicht das spanische Infante bezeichnen. Fumu übersetzt unser Verf. durch Prinz. Beim Merolla, der auch einige Worte dieser Sprache (Churchills Collection of Voyages and travels. V. I. S. 616.) gesammelt hat, heist Fumu, Toback.

Pomp dessen sie fähig sind, und empfangen den Saquila, eine Art Ehrenbezeugung oder Compliment, mehrentheils ohne ihn zu erwiedern.

Die Prinzen und Prinzessinnen besitzen das Vorrecht sich ihre Ehegatten zu wählen wenn sie wollen, und so oft sie wollen, ohne den Gegenstand ihrer Wahl um seine Einwilligung zu befragen. Diese werden mit Gewalt gezwungen, und eben so eigenmächtig wieder verstoßen. Um jedoch bei den Weibern der Zügellosigkeit vorzubauen, und ihre Fruchtbarkeit zu sichern, dürfen sie nur einen Mann auf einmal haben, aber sie verstoßen ihn so oft es ihnen gefällt. Dieses nennen sie einem einen guten Wind geben, indem man dabei auf die verstoßne Person bläset und den Hauch über die Hand weggleiten läßt.

Laune oder Geiz bestimmen gemeinhin die Wahl der Prinzessinnen, und es geschieht häufig daß sie einen Mann verstoßen, nachdem sie ihn zu Grunde gerichtet haben, um einen andern zu nehmen, von dem sie wissen daß er Vermögen hat. Daher scheuen sich auch die Männer sehr vor dieser Ehre, indem sie wissen, daß sie erst ausgeplündert und dann weggeschickt werden.

Ein von einer Prinzessin gewählter Mann, darf bei Lebensstrafe keine andere Frau haben; er darf sogar keine andre sehen, und von keiner gesehen werden, und wenn er ausgeht, geht ein Neger mit einem Glöckchen vor ihm her, und verkündigt, daß er erscheinen wird,

und auf dieses Signal kehren sich die Weiber um, und halten die Hände vor die Augen, wenn sie nicht anders ausweichen können; ist aber dazu Gelegenheit, so gehen sie bei Seite bis er vorüber ist. Die Lage des Gemahls einer Neger-Prinzessin ist sehr traurig, zumal wenn sie alt, und häßlich ist, und viel fordert.

Solange er ihr Mann ist, hat er Prinzenrang, und genießt alle Vorzüge desselben, sobald sie ihn aber verstößt kehrt er zu seinem ehemaligen Stande zurück, und auf den Fall daß sie stirbt, während der Zeit daß sie seine Frau ist, behält er Zeitlebens seinen Rang als Prinz und die Vortheile desselben. Alsdann heißt er nuni'm famu, oder Gemal einer Prinzessin, doch hängt sein Schicksal noch immer von seinen Kindern ab, die geborne Prinzen sind.

Zuweilen pflegen diese Männer um dem Verlust ihres Vermögens vorzubauen, und um den Rang eines Prinzen zu behaupten, ihre Gattinnen so geschwind als möglich zur Mutter zu machen, und sie dann ohne Barmherzigkeit zu vergiften: nachher reinigen sie sich durch die Probe, deren Ausgang immer von ihrer Freigebigkeit abhängt, und schützen sich vor fernern Unfällen indem sie ihr Kind behalten, welches sie in der Folge durch sein Ansehen unterstützt. Dieser Gebrauch die Prinzessinnen zu vergiften hat diese Damen behutsamer gemacht, und man sieht jetzt mehrere die sich an einem Manne genügen lassen.

Die Prinzen von Geblüt besitzen das Vermögen der Mutter, der Brüder, oder des Onkels, und wenn dieses nicht hinreichend ist, weiset ihnen der König ein Eigenthum an, welches ihm um so leichter fällt, da drey Viertel des Landes unangebaut sind, und niemand zugehören, so daß sie zu den Domainen gerechnet werden, mit denen er nach Belieben schalten kann.

Der Fürst läßt diesen Boden durch die Unterthanen anbauen, und muntert die Vasallen eines andern Fürsten durch Privilegien auf, ihren Herrn zu verlassen, um sich bei ihm anzubauen. Wenn ihr Fürst sie zurückfodert, so entstehen aus diesen Händeln gewöhnlich Kriege oder wenigstens große Versammlungen oder sogenannte Cabalen, die allemal zum Nachtheil der Vasallen ausschlagen.

Die Veranlassungen den größten Theil des Volks zu versammeln sind öffentliche Lustbarkeiten oder sogenannte Cabalen. Bei diesen Versammlungen hat man das Schauspiel sehr unsittlicher Auftritte, welche bei den Negern sehr beliebt sind, und ihren ganzen Beifall erhalten. Dabei brüllen sie, tanzen, schlagen die Trommel und trinken eine Menge Branntwein, welcher ihnen so unentbehrlich als die Luft geworden ist. Sie machen bei diesen Gelegenheiten auch häufig Sangas, eine Art Ceremonien, die in der Folge erklärt werden sollen. Ich war im Jahr 1787 bei einer Todesfeier des Königs von Loango zugegen. Da dieser Fürst die Oberherrschaft über die benachbarten Königreiche besitzt, herrschte bei dem Feste eine ungewöhnliche Pracht.

Die Leiche des verstorbenen Königes ward dem Gebrauch gemäß zur Schau gestellt, und alle von ihm abhängige Fürsten kamen in eigner Person, oder schickten Abgesandte um ihm zu huldigen, ein jeder nach seinem Range. Alle kamen an der Spitze ihrer Leibeignen angezogen, die in großer Ordnung aufmarschirten.

Sobald ein solcher Trupp auf der zur Todesfeyer bereiteten Ebne ankam, ward ihm seine Stelle angewiesen, und alle zusammen bildeten einen großen Kreis um die Leiche. Jeder Haufe setzte sich auf die Fersen nieder, welches ihnen ziemlich das Ansehen einer Menge großer Affen gab. Im rechten Arm hielten sie ihre Flinten, die Kolbe nach unten zu gekehrt, und die linke Hand blieb frei um die Pfeife zu halten, denn alle rauchten. Die Anführer saßen auf Matten vor ihren Leuten mit untergeschlagenen Beinen wie unsere Schneider.

Einige Personen in einer Art von Sack gekleidet, der mit weißen Federn besetzt und seltsam zusammengeflickt war, mit Mützen von eben der Art wie die Kleider, und das Gesicht durch den Schnabel und den halben Kopf einer Löffelgans bedeckt, führten eine Art von Schauspiel auf. Sie trugen einen ungeheuern Priap mit vielem Gepränge umher und bewegten ihn vermittelst einer Feder; dabei machten sie die eckelhaftesten und unanständigsten Gebehrden und Stellungen zum höchsten Wohlgefallen der Zuschauer. Wilde haben überhaupt keinen Begriff von Sittsamkeit, und nichts ist ihnen belustigend was nicht einige Beziehung auf das

Schauspiel hat, welches ich oben erwähnt habe. Ich meinerseits kann mich unsrer Begriffe von Sittsamkeit so wenig entäüßern, daß ich um die Delikatesse meiner Leser zu schonen, nur eine sehr ungetreue Darstellung von jenem Schauspiel liefere.

Vorzüglich schienen die Weiber des Verstorbenen sich sehr bei dieser Vorstellung zu belustigen; es waren ihrer sieben, und diese standen nebst vier Kindern um die Leiche herum. Uebrigens glich dieses Fest allen andern: man tanzte, heulte, machte Fetische, eine Menge Schüsse wurden abgefeuert, und zuletzt defilirte man um die Leiche herum, nachdem man das in Senga beendigt hatte.

Vergebens bemühte ich mich den Sinn und die Bedeutung der verschiedenen Gebräuche zu ergründen. Ich blieb darüber unbelehrt, und in dem ganzen Schauspiel war für einen Europäer nichts begreiflich als die Huldigung der Vasallen. Diese war durch einen Tribut an Macuten, und eine tiefe Verbeugung gegen den Leichnam kenntlich; der Rathgeber des Regenten war dabei zugegen, und der Vorsitzer desselben empfieng die Huldigung im Namen des Königes.

Diejenigen Versammlungen welche sie Cabalen nennen, sind eigentlich Gerichte. Sie haben das Wort von den Franzosen angenommen, und bedienen sich dessen in ihrer Sprache. Alle ihre Streitigkeiten werden auf den Cabalen ausgemacht, alle ihre Geschäfte auf

denselben abgethan. Sie sagen auf Französisch eine Cabale machen, eine Cabale einrichten; und wenn irgend eine Sache entschieden ist, es sey nun eine Streitigkeit, oder irgend ein Handel unter Privatleuten, so sagen sie die Cabale ist geendigt. Ein Liebhaber der sich mit seiner Geliebten entzweit, sagt ihr zärtlich im Augenblick der Versöhnung, nun ist die Cabale vorbei, sey nicht mehr böse.

Derjenige welcher die Cabale macht sitzt seinem Gegner gegenüber; die Menge schließt einen großen Kreis, in welchem jene beiden im größten Durchschnitt ihren Platz einnehmen. Alle Waffen sind bei diesen Gelegenheiten verboten, und müssen sorgfältig verwahrt werden. Betrifft die Sache eine Privatangelegenheit, Erbschaft oder anderes Eigenthum, so hat der Grundherr beider Partheyen den Vorsitz in der Cabale und fällt das Urtheil. Wenn die Streitigkeit auf einem Gebiet entstanden ist, welches keinem besondern Herrn gehört, müssen sich die Partheyen an den nächsten Herrn wenden; wenn aber die Sache den Handel betrifft, so müssen die Partheyen von ihrem Oberherrn begleitet, sich vor dem Mafuc oder dem Aufseher des Handelswesens stellen. Der Richter in der ersten Instanz stattet alsdenn seinen Bericht ab, und der Mafuc entscheidet. Hat die Sache Beziehung auf etwas das auf der Seeküste vorgefallen ist, so muß der Makimbo, oder der Richter dieses Distrikts in der ersten Instanz entscheiden; er erscheint nachher in der Cabale vor dem Mafuc und stattet seinen Bericht ab, worauf dieser

das Urthel fällt. Ist von einer Sache die Rede, die auf der Spitze (der Ort wo die Mäkler wohnen, und wo der Handel getrieben wird) sich ereignet hat, so hat der Mafuc allein in derselben zu sprechen; und er ist überhaupt überall wo er sich findet die erste Magistratsperson.

Was auch die Veranlassung einer Cabale seyn mag, so findet sich doch immer einer der alles ins Gleis bringt, und die Partheyen trennen sich immer als gute Freunde. Sehr oft hat daher auch der Richter kein ander Geschäft als den Vergleich den sie getroffen haben, bekannt zu machen.

In der Mitte des Kreises wo die Zuschauer und Theilnehmer der Cabale sitzen ist eine Matte oder Decke ausgebreitet, auf die man auf Kosten der Partheyen eine Menge Flaschen mit Branntwein stellt, die der Zahl der Anwesenden angemessen ist; denn ohne Branntwein geht nichts von statten.

Dieses Schauspiel wird in einem großen Hofe oder in einem Felde aufgeführt, und jedermann kann sprechen wenn die Reihe an ihn kommt, sogar wenn das was er sagt auch keine Verbindung mit der Hauptsache hat; welches denn natürlicherweise die Sitzung sehr verlängert, um so mehr da diese immer durch Libationen und Gesänge unterbrochen wird, welche die Menge mit einem zwischen den Zähnen hervorgestoßnen Nasenton beantwortet. Jeder auf der Erde sitzende Theil-

nehmer des Kreises hält dabei seinen Nachbar bei der Hand, beide schütteln einander die Arme und wiegen den Leib vor- und rückwärts. Ich kann von dieser ganzen Sache kein angemeßneres Bild geben, als wenn ich sie mit einigen Ceremonien der Juden bei ihren Gebeten in der Synagoge vergleiche.

Wenn die Sentenz bekannt gemacht ist, trinkt man den übrigen Branntwein aus, alsdenn macht man Saquila und Sanga, und der Präsident erklärt daß die Cabale geendigt sei.

Saquila ist eine Ehrenbezeugung, oder nur ein bloßer Gruß; der kleine Saquila kommt nur den Königen und Prinzen zu; sie allein bedienen sich dessen, und jeder andre würde die Person an der er ihn richtete, damit beleidigen. Er besteht in der Bewegung zweier Finger, indem man dabei demjenigen welchem man diese Höflichkeit erweisen will, die Hand zeigt.

Der zweite Saquila ist der gemeinste, und wird unter Personen von gleichem Stande gebraucht; dieser besteht darin, daß man der Person gegenüber die man grüßen will, die Arme lang ausstreckt, und dabei die Hände hohl zusammenhält, so daß sie, wenn man sie zusammenschlägt, einen tiefen Ton geben. Man giebt erst einen großen Schlag, alsdenn schnell hinter einander verschiedne die immer schneller auf einander folgen, und einen schwächern Laut geben, bis sie zuletzt gar nicht hörbar sind. Dieses wiederholt man dreymal,

und denn ist es ein bloßer Gruß. Begrüßen sich Personen gleichen Standes, so machen es beide zu gleicher Zeit; ist aber der eine vornehmer, so macht der vornehmere sein Saquila nur nach dem andern.

Diese Ceremonie aber wird eine Ehrenbezeugung, indem man die zusammengefügten Hände in die Hand der Person legt, der man seine Achtung bezeigen will.

Der dritte Saquila ist ein Zeichen der tiefsten Verehrung und wird nur gegen Fürsten von ihren Lehnsleuten und von den Mäklern gemacht. Er unterscheidet sich von dem letztern, indem man dabei auf die Knie fällt.

Der letzte Saquila endlich bezeichnet die größte Erniedrigung, und wird von den Sclaven gegen Prinzen und zuweilen gegen ihre Herren gemacht. Sie werfen sich auf die Erde und setzen den Fuß des andern auf ihren Kopf; dann schlagen sie die Erde mit der umgewandten Hand und berühren mit der innern Seite zu wiederholtenmalen die Stirn, indem sie mehrmal sagen: Moene minu, montu acu. (Gnädiger Herr ich bin ihr Sclave.) In diesem Fall erwiedert der Herr das Compliment mit dem ersten Saquila.

Ein Sanga ist entweder ein Kriegslied, oder eine Verwünschung, eine Aufforderung, eine Aeußerung der Freude. Die Veranlassung weshalb man es verrichtet mag aber auch seyn welche sie will, so ist eine Verwün-

schung des gegenwärtigen oder abwesenden Feindes, oder des Fetisches allemal dabei.

Um ein Sanga gehörig zu verrichten, muß man eine außerordentliche Gewandheit besitzen; derjenige der es übernimmt fängt damit an daß er langsam vor der Menge herum gehet, die beständig Saquila macht; allmählig werden seine Bewegungen lebhafter, er scheint jemand Hohn zu sprechen, schürzt seine Pagne auf, wirft sie zuweilen gar von sich, und zeigt seine Hintertheile, verzerrt den Mund, rollt die Augen und knirscht mit den Zähnen. Wenn er sich hinlänglich ereifert hat, läuft er funfzig Schritt mit großer Heftigkeit, und macht am Ende eine Capriole und einen Purzelbaum; alsdenn spricht er, indem er zurückkommt, mit Wuth die Verwünschung aus, wobei er einen Arm steif ausstreckt und den andern gewaltsam bewegt; die Zuschauer muntern ihn durch Geheul und durchdringendes Geschrei auf. Wenn er nun diesen Lauf fünf bis sechsmal wiederholt hat, ist die Verwünschung zu Ende. Er macht alsdenn eine Bewegung als ob er etwas auf die Zuschauer hinschleuderte, und diese hören denn auf Saquila zu machen, und schlagen sich die Brust so schnell als möglich mit beiden Händen, indem sie zugleich einen Ton durch die Zähne herausstoßen, der wie Sic, Sic klingt, womit man die Hunde zum Angriff aufzuhetzen pflegt. Der Sanga beschließt mit einem tiefen Saquila gegen die vornehmste gegenwärtige Person, die alsdenn zuweilen ein Sanga macht. Der Branntwein spielt hier wie immer eine große Rolle;

man giebt der ganzen Menge zu trinken, und es entstehen daraus nicht selten heftige Uneinigkeiten, Folgen der Betrunkenheit.

So unbekannt wie die Einwohner von Congo mit allen Wissenschaften sind, kann man sich leicht vorstellen daß sie auch von der Astronomie nichts verstehen; sie theilen die Zeit bloß in Tag und Nacht ein, und das Auf- und Untergehen der Sonne bestimmt beides. Vom Jahre haben sie gar keinen Begriff, welches eben nicht befremdend ist, da sie im fünften Grade südlicher Breite wohnen, und ihnen daher die Sonne immer um dieselbe Zeit und an derselben Stelle unterzugehen scheint. Sie kennen daher keinen Kreislauf der Sonne; da aber die Veränderungen des Mondes auffallender sind, so haben sie diese auch bemerkt, und rechnen nach Monden. Die Eintheilung in Stunden ist ihnen ebenfalls unbekannt; sie unterscheiden bloß den Abend und den Morgen, so wie den Augenblick des Mittages; auch bemerken sie ziemlich genau die Zeit wo die Sonne 45 Grad über den Horizont ist, und sagen alsdenn, sie ist in der Mitte, vor oder nach Mittage.

Ihre ganze Schiffahrt schränkt sich auf den Fischfang ein; sie bedienen sich dazu unbehauener Baumstämme, die durch Feuer ausgehöhlt und unten etwas flach gehauen sind. Einige dieser Kähne sind groß genug um dreißig Ruderer zu fassen, die darin auf den Hacken sitzen oder auf den Knien liegen; eine nothwendige Vorsicht, da diese Art Fahrzeuge sehr leicht um-

schlagen; sie bedienen sich der Ruderschaufeln, mit deren Hülfe sie sehr schnell fortkommen.

Doch wagen sie sich selten ins freie, (es sey denn daß sie einem Schiffe entgegen fahren,) und bedienen sich ihrer Böte nur zum Fischfang. Ihre Netze sind äußerst schlecht; sie haben versucht die unsrigen nachzumachen, aber sie sind ihnen noch nicht gelungen, denn da sie keinen Hanf haben, müssen sie sich der Cokosfasern bedienen, und aus Mangel an Geduld machen sie die Maschen ungeheuer groß, ausgenommen in dem Beutel, wo sie dichter sind

So mangelhaft aber auch ihre Netze sind, ist doch die Küste so fischreich, daß sie viel fangen müßten, wenn sie geschickter wären, aber sie wissen es nicht zu bewerkstelligen daß der untere Theil des Netzes untersinkt, weil sie kein Bley oder andern schweren Körper haben, der es am schwimmen hinderte. Ihre Netze sind so ungeheuer groß, daß sie zwey bis drey Böte haben müssen um sie auszuwerfen. Die Eingebornen laufen haufenweise an den Strand um ein solches Netz ans Land zu ziehen, und theilen alsdann den Fang, sie trocknen die Fische und gebrauchen sie zu ihrem Cary.

Sie haben noch weniger Glück auf der Jagd als bei dem Fischen. Sie bedienen sich dazu keiner Hunde; und es ist merkwürdig daß die Europäischen Hunde in diesem Lande den Geruch verlieren. Ich brachte einen vortrefflichen Jagdhund nach Malemba, welcher so

gänzlich seinen Geruch verlor, daß er kaum noch sein Fressen unterscheiden konnte; und was noch merkwürdiger war, er erlangte seinen Geruch wieder, nachdem er sich einige Zeit in Europa befand.

Die große Ungeschicklichkeit der Schwarzen im Schießen ist hauptsächlich Schuld, daß es ihnen so wenig mit der Jagd gelingt. Diese Ungeschicklichkeit aber rührt von ihrer tödtlichen Furcht vor Schießgewehren her, und nie war wohl eine Furcht besser gegründet als diese. Man führt ihnen die allerschlechtesten Gewehre zu, und da sie die Wirkungen des Pulvers gar nicht kennen, und sich einbilden, sie träfen desto besser, je mehr Pulver sie brauchen, so laden sie so arg, daß ein Gewehr wenn sie vier Schüsse daraus gethan haben, gewöhnlich springt. *) Die meisten Jäger sind daher auch gelähmt, ungeachtet aller Vorsicht die sie anwenden, den Fetisch zu beschwören, und das Gewehr zu bitten sie nicht zu verwunden. Sie schießen daher nie ohne Angst und Zittern, es dauert lange Zeit ehe der Jäger schußfertig ist, und denn schießt er los mit abge-

*) Die zu starke Ladung mag wohl eine Mitursache seyn, daß den Negern so viele Gewehre springen, dies rührt aber eigentlich von der schlechten Beschaffenheit der Flinten her, die man ihnen verkauft. Die Engländer berechneten vor dem gegenwärtigen Kriege den Preis einer Flinte zu sechs Pagnen, oder vierzehn Schilling, und die Franzosen noch geringer, nämlich zu neun Livres zehn Sols. Demamet Geschichte des französischen Africa, S. 199.

wandtem Gesicht. Kaum ist der Schuß losgebrannt, so wirft er seine Flinte hin, und läuft aus allen Kräften davon; nach einer Viertelstunde kommt er wieder und sucht seine Flinte der er sich zögernd nähert. Was das Wildpret anbetrifft, so ist dieses für ihn verloren, wenn er es blos verwundet hat; ist es aber getödtet, und hat kein gieriges Raubthier ihm die Beute entrissen, so trägt er sie im Triumphe davon.

So wenig Muth sie auf der Jagd beweisen, eben so wenig zeigen sie im Kriege. Selten bestehen ihre Heere aus mehr als zwey hundert Mann, und gewöhnlich haben sie kaum hundert beisammen. Sie marschiren in der größten Unordnung, bleiben alle Augenblicke stehen, streiten sich unter einander wer der erste seyn soll, indem niemand auf diese Ehrenstelle erpicht ist. Einige sind mit einer Flinte bewafnet, andre mit Pistolen, oder einem Säbel und noch andre tragen Munition. Gewöhnlich ist der König oder Fürst ihr Anführer; im Fall aber daß diese gegen ihre eignen Unterthanen Krieg führen, ziehen sie nicht in eigner Person ins Feld sondern übergeben das Commando einem Manne, der in Loango unter dem Titel Soldatenkönig, und zu Malembo Todten-Capitain oder Kriegskapitain heißt. Das Zeichen seiner Würde ist eine Mütze mit rothen Papageyenfedern geziert. Dieser arme Teufel hat kaum Kräfte genug um alle seine Waffen zu tragen; er hat vier bis fünf Paar Pistolen, zwey bis drei Dolche, zwei Säbel und ein Paar Flinten. Er tritt keck vor der Fronte wenn der Feind nicht sichtbar ist, schießt ein

Pistol in die Luft, und kehrt stolz auf seine vermeinte Heldenthat zurück, um mit denen zu zanken, welche zu langsam marschiren. Man wählt zu diesem wichtigen Geschäft denjenigen, der am besten eine abscheuliche Fratze machen kann, vor allen aber muß er geschickt seyn im Sanga machen. Besitzt er außer diesen militairischen Eigenschaften noch den Vorzug, sich in einer Cabale hervorgethan zu haben, oder hat er einmal in seinem Leben eine Tiegerkatze getödtet, so zittert jeder vor seinem Anblick, und man traut ihm einen übernatürlichen Muth zu; und dennoch fliehet dieser Held vor einem europäischen Kinde mit einem elenden Säbel bewafnet.

Wenn endlich beide feindliche Partheien zusammen treffen, machen sie so weit als möglich von einander Halt, und wählen ein großes Feld zum Kampfplatz, an dessen äußersten Enden sie aufmarschiren. Aus dieser Entfernung necken sie einander und machen Sanga, schießen in die Luft, schreien und heulen, lassen sich von der nächsten europäischen Faktorey Branntwein holen, und überlassen sich, sobald dieser angekommen ist, ohne Rückhalt dem Tanz und der Freude, ohne Furcht vor dem nahen Feinde, der auch nie den Muth hat im Dunkeln sein Lager zu verlassen. So treiben sie es einige Tage, und gewöhnlich nehmen sie dann ihre Zuflucht zu einem Hinterhalt; eine Parthey verbirgt sich am Wege den der Feind nehmen muß. Ein Unternehmen welches die außerordentliche Höhe des Grases sehr erleichtert. Ist der Feind nicht benachrichtiget, so fällt er in die ihm ge-

stellte Falle, und die im Hinterhalt verborgnen, geben Feuer auf ihn, sobald er nahe genug ist, um erreicht zu werden. Alsdann ist das Schrecken allgemein, jeder schießt wie er kann, und läuft davon ohne sich um die Verwundeten oder Todten weiter zu bekümmern. Die angreifende Parthey bekommt indeß doch Muth genug um den andern Tag wieder zu erscheinen, und mit Furcht und Zittern ihre Verwundeten aufzusuchen. Keine menschliche Macht aber ist vermögend die Ueberfallenen wieder zusammen zu bringen, und ihrem Anführer bleibt nichts übrig als sich in seinem Wohnorte zu verschanzen.

Ist die Parthei im Hinterhalt die stärkere, oder gelingt es ihnen einen von den andern in ihre Hände zu bekommen, so tödten sie ihn nicht, sondern suchen mehr Gefangene zu machen; von diesen werden zwei oder auch nur einer ausersehen, um in Stücken zerrissen zu werden, wenn die Sache wichtig genug ist um eine solche Operation zu erfordern; ein Theil der Gefangenen wird vielleicht verkauft und eine Cabale entscheidet das Schicksal der übrigen.

Ein solcher Ueberfall beendigt gewöhnlich den Krieg. Beide Partheien suchen einen Vermittler, man versammelt sich, man macht Cabale und gewöhnlich wird dadurch der Unfriede beendigt. Der Ueberwundene unterwirft sich, man macht Sanga, und trinkt so viel Branntwein als man bekommen kann.

Die Congo-Neger begraben ihre Todten, aber sie trauern lange Zeit um sie, ehe sie solche der Erde anvertrauen, und da an dem Begräbnißtage die Trauerzeit aufhört, so ist dieser der Freude gewidmet; man macht an demselben Sanga, verläßt die Trauer und trinkt Branntwein soviel man kann.

Ihre Trauer besteht darin, daß sie nur Pagnen von einheimischen Zeugen oder Macuten tragen; Nägel, Bart und Haare wachsen lassen, und sich nicht waschen; wenn also die Trauerzeit etwas lange dauert, so wird ein solcher Mensch ein wirklich ekelhafter Gegenstand. Während dieser Zeit ist ihnen auch der Gebrauch des Branntweins untersagt; aber alle Gesetze sind in dieser Absicht unzulänglich, denn nichts in der Welt kann ihre Vorliebe für dieses Getränk unterdrücken. Es heißt bei ihnen nemlich, sie dürfen keinen Malavu trinken; dieses Wort aber bedeutet beides, Palmwein und Branntwein, und sie benutzen diesen Doppelsinn um das Verbot zu umgehen indem sie sich blos des Palmweins enthalten.

Sobald ein Neger stirbt wird er mit allen Kostbarkeiten die er besitzt bekleidet. Man legt ihn zur Schau auf einem Paradebette, in der Mitte eines großen Hofes, unter einem Dach das auf hölzernen Säulen ruht; inwendig tapeziert man dieses mit den besten Waaren des Verstorbenen. Hieher kommen die Familie und die Freunde zweimal des Tages um ihn zu beweinen, und da man auch Branntwein herumreicht, kommen selbst die

bloßen Bekannten, und vereinigen sich mit den Leidtragenden, um durch ihre Thränen etwas von diesem kostbaren Getränk zu erwerben. Ich wollte mich überzeugen ob sie wirklich bei diesen Gelegenheiten Thränen vergößen, und ich erstaunte, als ich sahe mit welcher Leichtigkeit sie ihnen fließen; sie brauchen blos die Augen stark zuzudrücken, so weinen sie sogleich. Es läßt sich schwerlich entscheiden ob dieses zarte Empfindung oder bloße physische Beschaffenheit ist.

Die Weiber des Verstorbenen stehen um die Leiche herum, und machen denen die zum Beileid kommen tiefe Saquilas. Reiche Leute bringen allemal eine kleine Gabe von Früchten oder andern Dingen mit. Gedungene Weiber verrichten das Leidtragen, und ziehen um das Schirmdach herum unter welchem die Leiche liegt, indem sie dabei allerlei Gebehrden machen, die Hände gen Himmel heben, mit Heulen das Lob des Todten verkünden, und ihn in ihren Gesängen befragen, warum er seine Familie verlassen habe, worüber sie ihm auch alle erdenkliche Vorwürfe machen. Der Schlußvers ist eine Klage, die das ganze Chor wiederholt. Die Leidträgerinnen führen zugleich eine Art von Tanz mit gemessenen Schritten auf, indem sie dabei sich sanft umdrehen; die Hinzukommenden stellen sich hinten, und zuletzt wird die Zahl so groß, daß sie einen ansehnlichen Kreis bilden der den ganzen Hof anfüllt, und sich beständig um den Todten dreht. Wenn ein Freund fünf bis sechsmal herumgezogen ist, geht er weg, nachdem er zuvor einen Schluck Branntwein genommen; andre

kommen alsdann hinzu und nehmen seine Stelle ein, so daß der Cirkel nie abnimmt. Dieses würde eine sehr lästige Sache seyn, wenn es immer fortgesetzt würde, zum Glück aber dauert es höchstens zwey Stunden Vor- und eben so viele des Nachmittags.

Den zweiten Tag baut man hinter den vorerwähnten Schuppen ein anderes Haus für den Todten, und stellt in diesen eine Figur, oder Abbildung des Verstorbenen hin, welcher man eben die Ehre als dem Leichnam erzeigt, zweimal des Tages beweint, und ihr zu den gewöhnlichen Stunden zu Essen reicht. Endlich wird die Leiche auch in dieses Haus gebracht. Man wäscht sie mit einem starken Dekokt der Maniokwurzel ab, welches eine zusammenziehende beizende Eigenschaft hat, und die Haut trocknet, und weiß wie Kalk macht. Alsdann stellt man den Leichnam in eine von den Fetisch bestimmte Lage, mit dem Gesicht nach Westen, die beiden Kniee leicht gebogen, der linke Fuß etwas aufgehoben, den rechten Arm lang herunterhängend, die Hand geschlossen und nach Morgen gekehrt, die linke Hand aber offen, die Finger von einander und etwas gekrümmt, wie einer der eine Fliege fangen will.

In diese Stellung zwängt man den Körper ein, und mit Hülfe eines schwachen aber beständig unterhaltenen Feuers, welches man unter seinem Hintern anzündet, verschrumpfen die Eingeweide, und der Leichnam vertrocknet, wie Pergament. Ist der Körper hinlänglich gebleicht, so wird er mit einer dicken Rinde von rother

Erde überzogen, und wenn diese trocken ist, fängt man an ihn in Zeuge einzuhüllen, welches sie einpacken nennen.

Man bekleidet ihn zuerst mit Korallen, wenn er dergleichen besitzt, und mit allem was er sonst kostbares in seinem Leben hatte, welches alles mit ihm begraben werden muß. Sobald dieses geschehen ist, hüllt man den Leib und die Glieder in zusammengenähte Macuten, oder einheimische Zeuge, und hiermit fährt man solange fort, bis man keine Gestalt mehr unterscheiden kann, und alles nur eine unförmliche Masse ist.

Je mehr Reichthümer der Verstorbene besessen hat, desto mehr packt man ihn ein; bald ist das Haus für die ungeheure Figur zu klein und man muß ein anderes erbauen, aber da der Ballen täglich zunimmt, muß man bald darauf ein noch größeres machen, bis endlich der Erbe findet, daß sein Verwandter unförmlich genug ist; und dieses wird immer nach der Wichtigkeit der Erbschaft bestimmt; alsdenn hört man auf ihn in Macuten zu packen, und nimmt Europäische Waaren, blaue Leinwand, Cattune, wollene und seidene Zeuge.

Wenn endlich der Klumpen den gehörigen Umfang hat, wird in einer beträchtlichen Entfernung ein ungeheures Loch gegraben, in demselben erbaut man ein Haus ohne Dach, welches groß genug ist, um den Todten zu fassen, denn bestimmt man den Tag des Begräbnisses; an diesem legt man die Trauer ab, und die Weiber

gehen nebst allem Vermögen des Verstorbenen in die Hände des Erben über.

An dem bestimmten Tage schleppt man die Leiche nach der Grube, und legt sie in das Haus, stellt das Dach darüber, versieht sie auf eine bestimmte Zeit mit Essen und Trinken, deckt alles mit Erde zu, und errichtet einige Steine oder sonst etwas, um die Stelle des Begräbnisses zu bezeichnen, welche wie sie glauben von dem Fetisch bewacht wird, damit niemand den Todten beunruhigen möge: wenn daher ihre Geschäfte sie bei einem solchen Grabmahl vorüber führen, so gehen sie schnell vorüber, und wenden die Augen mit abergläubischer Furcht ab.

Sie scheinen übrigens keinen Begriff von der Seele, und einer Fortdauer nach diesem Leben zu haben, und doch läßt sich ohne diesen Glauben kaum ihre Sorgfalt, den Todten mit Speise und Trank, mit einer Wohnung und allem was ihm im Leben werth war, zu versehen, erklären.

Dritter Abschnitt.

Regierungsform.

Die Regierungsform in allen Staaten an der Küste ist despotisch.

In Cabenda, Malembo, Soano, Majomba und St. Catharine ist der Thron erblich. Der Name St. Catharine kommt von den Portugiesen, die eine kleine Bay nordwärts vom Cap Premeiro so benannt haben. Dieser Haven ist der Hauptort eines kleinen Staats, welcher sich der Oberherrschaft von Majomba entzogen hat, zu welchem es ehedem gehörte.

Das einzige Königreich Loango ist ein Wahlreich; die andern kleinen Neger-Staaten sind Lehn die von diesem abhängen; auch ist die Lage der Stadt dieses Namens äußerst bequem zum Hauptsitz der Regierung. Der Boden ist fruchtbar, das Wasser vortrefflich, und die Stadt liegt nur eine Meile von dem Meer, welches ehedem da man den Europäischen Handel noch nicht kannte ein minder wichtiger Grund zur Anlage einer Stadt seyn konnte, aber doch immer wegen des Fischfangs vortheilhaft war.

Der Handel ist in Loango nicht sehr lebhaft, weil die Bay nicht tief genug für große Schiffe ist, und der Eingang in dieselbe durch eine Sandbank unsicher gemacht wird, die man zu gewissen Zeiten kaum bemerken kann.

Uebrigens kommen die Züge aus den Innern des Landes erst durch die Staaten von Malembo und Majomba, und die Könige dieser Länder haben es ganz natürlich gefunden sie aufzuhalten, und dadurch die Schiffe an sich zu locken, zu großem Leidwesen des Königes

von Loango, der zwar als Lehnsherr diesen Vorzug im Handel mit den Fremden fordern könnte, aber nicht die Macht besitzt seine Forderungen auszuführen, daher muß er diesen Handel seinen Nachbarn überlassen.

Die Neger-Fürsten dieser Küste müssen dem Könige von Loango einen Tribut von einigen Weibern entrichten, jedoch in sehr entfernten Fristen, hauptsächlich aber wenn er zur Regierung gelangt. Auch müssen sie ihm die Huldigung leisten. Diese Ceremonie findet bei seiner Thronbesteigung und bei seinem Tode statt. Die Könige von Majomba, Malemba und Cabenda erscheinen nicht in eigner Person sondern schicken ihre Abgeordneten, Prinzen von Geblüt, die ihre Stelle vertreten müssen. Der Abgesandte des Königes von Cabenda hat vor allen den Vorrang.

Loango ist zwar ein Wahlreich, doch kann nur ein geborner Prinz den Thron besteigen, er darf aber nicht gerade aus den Fürsten Kindern von Loango sondern kann aus irgend einem der Lehnsländer gewählt werden. Eine Regentschaft verwaltet die Regierung während der Thronerledigung und wählt den König, und damit kein Mitglied dieses Raths dahin gelangen kann sich selbst wählen zu lassen, sind alle die an die Krone Anspruch machen können von der Regentschaft ausgeschlossen.

Sobald der König stirbt versammeln sich die vornehmsten Staatsofficianten, von denen der Todtenkapitain

der vornehmste ist: dieser ist in Loango der erste Minister in den andern Staaten aber eine unbedeutende Person. Die übrigen Mitglieder sind der Masuc, der Makimbo, der Monibanza, der Monibola und zwey Fürsten, welche der Todtenkapitain wählt. Diese sieben Mitglieder führen die Regentschaft und besitzen gemeinschaftlich eine unumschränkte Macht. Sie regieren bis sie einen neuen König gewählt haben, verschieben aber die Wahl solange als möglich, und gebrauchen das gemeine Beste zum Vorwand ihrer Verzögerung, welches ihnen auch glücklich durchgeht. Sie wissen sehr bestimmt daß der neue König sie sogleich ihrer Aemter entsetzen wird, um seine Creaturen damit zu beehren, und benutzen daher die Gelegenheit sich zu bereichern auf das beste. Wenn sie nicht länger mit Anstand zögern können, wählen sie gewöhnlich einen alten Prinzen in der Hoffnung eines nahen Interregnums. Vorzüglich suchen sie irgend einen zu finden der sanftmüthig und freundlich ist, damit er nicht die Vergehungen deren sie sich während ihrer Staatsverwaltung schuldig gemacht haben, untersuchen und bestrafen möge. Uebrigens sind sie nichts weniger als unbestechlich, und der neue König hat sehr oft seinen Thron mit baarem Gelde erkauft.

Wenn endlich die Wahl entschieden ist, wird sie den Fürsten angekündiget, die sie ihren Vasallen bekannt machen, und nun bestrebt sich jeder, seine Freude an den Tag zu legen. Man schickt an den neugewählten Prinzen und bittet ihn zu kommen seine neuen Unterthanen zu beherrschen, welches er, wie leicht zu erachten

nie verweigert. Er erfüllt vielmehr sogleich ihre Wünsche, und bezeichnet vielleicht den Anfang seiner Herrschaft durch irgend eine Grausamkeit, indem er sich seiner Gegner entledigt, wenn nemlich seine Gewalt dazu hinreicht. Widrigenfalls eilen seine Feinde in ihre Ländereien zurück und bewaffnen sich. Das Ende davon ist ein offenbarer Krieg und eine Cabale, die den Frieden wieder herstellt, den die Europäer auf das kräftigste befördern indem jede Unruhe eine Stockung im Handel verursacht.

Sobald der König von Loango den Thron besteigt, übernimmt er die Sorge für die Weiber und Kinder des verstorbenen Königes, die bisher unter der Herrschaft der Regenten standen. Was die Geschwister: Kinder des Verstorbenen anbetrifft, so treten diese in die Classe der Prinzen vom Geblüt, und seine Kinder die dem gemeinen Gesetz unterworfen sind, müssen sehen was das Schicksal über sie verhängt. Doch sorgt der König gewöhnlich für sie ehe er stirbt, und nicht immer ist ihr Loos traurig.

Die Landesregierung ist in den Händen folgender Personen:

Zu Loango sind diese der König, und die oben genannten Personen, außer dem sogenannten Soldatenkönige, einigen Vasallen und den Gouverneuren.

In den übrigen Staaten ist die Einrichtung verschieden: da diese erblich sind, so ist der muthmaßliche

Thronerbe die zweite Person im Staat, er wird auch Mambuc genannt. Nach ihm kommt der erste Minister welches der Macaye ist, und vor den übrigen den Rang hat.

Der König ist unumschränkter Herr, er besetzt die vornehmsten Staatswürden, nimmt sie ihren Besitzern nach Belieben, und herrscht über das Leben und die Freiheit aller Unterthanen, die gebornen Prinzen ausgenommen. Dennoch hat er als König keine große Gewalt, und wenn ihn mächtige Freunde nicht unterstützen, so lehnen sich seine Vasallen häufig gegen ihn auf. So ist es nicht ungewöhnlich daß wenn der König einen Mafuc entsetzt, und einen andern an seine Stelle ernennt, der Entsetzte seinen Nachfolger erdrosseln läßt, und sich weigert seine Mütze, *) (das Zeichen seiner Würde) abzugeben. Dieses geschieht jedoch seltner zu Loango als anderwärts, weil der König dort dicht am Meer wohnt, wo der Handel ist, und daher seine Officianten in der Stadt um sich hat, wo sein Ansehen größer als das ihrige ist.

Die Regierungsform und der Sklavenhandel machen das Land Menschenarm, und weil die Einwohner hier wenig bedürfen, wird nur ein geringer Theil des

*) Nach Barbets Beschreibung von Niederäthiopien (in Churchills Collection of Voyages T. V. S. 492.) sind diese Mützen von weißer Farbe, und werden sowohl von dem Könige, als den ersten Staatsbeamten getragen.

Landes angebaut; alles übrige aber was nicht Privateigenthum ist, gehört dem Könige.

Der König als Oberherr des ganzen Landes schaltet mit allen nicht bebauten Ländereien nach freier Willkühr und giebt sie wem er will. So beschenkt er einen Prinzen der kein Eigenthum hat mit einem Stück Land, und giebt ihm dazu einige seiner Vasallen aus seinen eigenen Dörfern, die in diesem Fall Unterthanen ihres neuen Herrn werden. Diese vermehrt er mit einigen gekauften Sklaven um den Acker zu bebauen; erstere heißen Söhne der Erde und die andern Montu oder Gefangene.

Der König ist übrigens Herr aller Dörfer, diejenigen Wohnungen ausgenommen welche den Mäklern oder andern Privatleuten gehören und gewöhnlich an der Küste liegen wo der Handel getrieben wird, und den Namen kleiner Güter führen. Diese Dörfer und Banzen, seine Hauptstadt sind sein Haupteigenthum, und würden ihm, wenn er seine Macht vereinigen könnte ein entschiednes Uebergewicht über den mächtigsten seiner Unterthanen geben; aber dieses ist eben die Schwierigkeit, und der geringste seiner Vasallen hat es in seiner Gewalt die Wege zu versperren, daß die Gutgesinnten dem Könige nicht zu Hülfe eilen können, und er ihnen nicht einmal seine Befehle ertheilen kann. Oft sind auch diese nicht sehr geneigt dem Fürsten beizustehen, und er ist meistens genöthigt seine Kriege blos mit eignen Knechten zu führen.

Ich habe oben die Dörfer berührt, welche nicht zu den kleinen Gütern gehören. Ich verstehe darunter solche, die nicht besondere Herren haben. Man muß sich hüten beide nicht mit einander zu verwechseln, welches um so leichter geschehen kann, da das kleine Gut eines Herrn oft in einem weit beträchtlichern Dorfe als die andern besteht. Die königlichen Dörfer aber gehören allein dem Könige, oder sind vielmehr Krongüter; diese Dörfer haben auch Namen die ihnen beständig bleiben, und ihre Stelle bleibt unveränderlich die nemliche, dahingegen die kleinen Güter blos den Namen ihres Herrn führen, und nach seinem Belieben nach einem andern Orte verlegt werden können, wozu er nur die Einwilligung des Königes bedarf, der ihm eine unangebaute Stelle anweist und dafür die verlaßne in Besitz nimmt.

Viele der eigentlichen Dörfer sind sehr alt, der König allein, und in seiner Abwesenheit der Gouverneur hat dort zu befehlen. Gewöhnlich haben sie eine günstige Lage, entweder an einem Fluß, oder an einem See oder mehrentheils an der Küste.

Der König legt seinen Unterthanen so viel Auflagen auf als ihm beliebt; diese bestehen in gewissen Zöllen, und ganz willkührlichen Contributionen, die er auf Artikel des Luxus oder auf das Vermögen legt. So kannte ich zum Beispiel einen Schwarzen zu Loango, der eine ungeheure Abgabe erlegen mußte, weil er eine alte Portchaise besaß, die ihm ein Schiffskapitain geschenkt hatte. Er hatte den Stolz sich ihrer einmal zu

bedienen, und dieser Luxus schien so übertrieben, daß der König ihm eine so beträchtliche Summe an Waaren und Branntwein abforderte, daß der arme Mann dadurch beinahe zu Grunde gerichtet wurde. Die unglückliche Portchaise, die Ursache seines Unfalls, ward hierauf in einen Winkel der Hütte verwiesen und kam nicht mehr zum Vorschein.

Seine vornehmsten Einkünfte zieht der König aus dem Verkauf der Aemter, vorzüglich bringt ihm das des Mafuc ein beträchtliches ein. Auch hebt er eine Abgabe von dem Negerhandel, *) aber nur mittelbar, indem diese eigentlich dem Mafuc zukommt, welcher

*) In allen Negerländern erheben die Fürsten einen ansehnlichen Zoll von den fremden Kaufleuten, der aber in Waaren bezahlt wird, welche im Sclavenhandel am meisten gesucht werden. Wie Barbot 1700 in Loango war, erhielt der König 47 und der Mafuco oder Mafuc 31½ Stück, die übrigen Minister aber 51 Stück. Ein Stück war damals 2 Pf. St. 1 Schilling am Werth, jetzt aber viel weniger, oder vier Pagnen. Die dem König erlegten 47 Stück bestanden in mancherlei Zeugen, einem Dutzend Messer, einem Flaschenfutter Branntwein, einem halben dito Liqueur, zwei Flinten, nebst Pulver und Blei. Der Preis eines Sclaven war damals zwei Stück, der funfzig Jahre später auf eben dieser Küste dreißig Stucke galt. (Churchill. I., S. 510. Semanet. S. 135.) Ein englisches 1789 nach Benin bestimmtes Negerschiff, welches 480 Negersclaven eintauschte, bezahlte dem Könige und seinen Ministern an Zollgebühren, die dort Dasches genannt werden, 3600 Pagnen, welche zusammen 420 L. betrugen.

dem Könige dafür jährlich eine unbestimmte Summe zahlt. Der Mafuc wird dabei doch noch reich, denn er belegt den Handel willkührlich, und spricht diejenigen Kaufleute von der Abgabe frei, die sich unmittelbar an ihn wenden, wodurch er der vornehmste Mäkler des Orts wird, und geschwinde Reichthümer zusammenhäuft.

Der König hat das Vorrecht alle Klagen seiner Unterthanen gegen ihre Herren anzunehmen, doch sind diese Klagen selten, weil dem Kläger nicht leicht eine andre Befriedigung zu Theil wird, als daß er das Gut seines Herrn verläßt, und sich in einem Dorfe des Königes niederläßt.

Der König ist vielen unangenehmen Einschränkungen unterworfen; er darf nichts als Landesprodukte genießen, welches ihm besonders in Absicht auf den Branntwein sehr empfindlich ist; doch zweifele ich sehr daß er diesem Verbot gewissenhaft nachlebt. Er darf nur Macuten, oder einheimische Zeuge tragen, keine rothen Korallen, keine Glaskorallen, und wohnt übrigens wie der gemeinste Mann in einer Strohhütte, und geht barfuß.

Der König kann eine geborne Prinzessin heirathen, doch sind diese Beispiele selten, weil alsdenn die Gesetze dem Könige günstig sind. Er verliert zwar eben so wie sie das Recht sie zu verstoßen, dennoch sind ihre Verbindlichkeiten nicht gleich, denn sie darf keinen Lieb-

haber haben, und er kann so viel Kebsweiber halten als er will. In Absicht auf die Erbschaft aber bleiben die Gesetze auch in diesem Fall in ihrer vollen Wirksamkeit, und die Kinder der Prinzessin beerben nur die Mutter und nicht den Vater.

Die übrigen Weiber des Königs führen den Titel Cama. In allen Ländern wo die Vielweiberey eingeführt ist, hat zwar die Eifersucht der Männer den Weibern die allergewissenhafteste Treue zum Gesetz gemacht; aber hier hat sich alles vereiniget, um das Joch dieser Personen noch drückender, und ihre Verbindlichkeit unverletzlicher zu machen. Eine Cama verführen ist ein so großes Vergehen daß selbst das Andenken des Verbrechens der Schande preisgegeben wird. So groß ist auch ihr Abscheu vor dieser Handlung, daß ein Schwarzer den andern nicht empfindlicher beleidigen kann, als indem er ihm den Ehebruch mit einem Weibe des Königes vorwirft.

Es giebt noch eine andre Beschimpfung, die ich mir nie habe erklären können, welche darin besteht, daß man das Wort Kinkololo ausspricht, welches Rebhuhn bedeutet. Die Congoneger halten dieses für den äußersten Schimpf, und erwiedern es allemal auf den oben erwähnten Vorwurf.

Der Todtenkapitain ist in Loango des Königes erster Minister; er macht des Königs Willen allen Unterthanen bekannt, welches ihm sogar bei den tributpflich-

tigen Fürsten in gewissen Fällen eine große Wichtigkeit giebt.

Im Lande selbst zittert alles bei seinem Namen, doch kann er seines Amts entsetzt werden, und die Gewalt des Königs über ihn ist eben so unumschränkt als über den geringsten seiner Unterthanen, so daß er ihn verkaufen oder tödten kann, ohne eine andre Ursache als seinen Willen dafür anzugeben.

Zu Malemba und den andern Staaten ist der Macaye der erste Minister, und er besitzt dieselbe Gewalt, wie der Todten-Capitain in Loango. Sein Ansehen wird dort aber sehr durch den Mambuc und die Prinzen vom Geblüt beschränkt, über deren Vasallen er keine Gewalt hat. Die Prinzen haben dieses Vorrecht an sich gerissen, dem Mabuc aber kommt es von Rechtswegen zu, weil er durchaus keine Autorität als die des Königs erkennt, und über seine Vasallen uneingeschränkt waltet.

Der Mambuc ist wie ich schon oben gesagt habe, der muthmaßliche Thronerbe, und folglich der Neffe des Königs. Dieses ist ein sehr mächtiger Mann; zuweilen besitzt er sogar mehr Ansehen als der König selbst, denn da er nicht den Einschränkungen unterworfen ist die jenen fesseln, so hindert ihn nichts ein Mäkler zu seyn; er treibt daher auch einen beträchtlichen Handel, und seine Macht giebt ihm große Vorzüge in den Augen der Kaufleute, die ihn daher vor allen ehren. Gewisser-

maßen ist er die erste Person im Staat, auch pflegt er zu Malemba nicht sehr begierig nach der Königswürde zu seyn, wenn der Tod des Königs ihn zu diesem Posten ruft.

Der Mafuc ist kein Prinz vom Geblüt, doch kann er durch eine Heirath mit einer Prinzessin die Prinzenwürde erlangen. Er ist einer von den wichtigsten Männern im Staat, und eigentlich Oberaufseher des ganzen Handels. Sein Ansehen ist daher sehr ausgebreitet, und weil alle Geschäfte in diesem Fach vor sein Gericht gehören, muß er an dem Ort wohnen, wo der Negerhandel getrieben wird. Dieser Ort heißt die Spitze, und seine Gewalt ist dort unumschränkt. Die Europäer sind ausschließend an ihn gewiesen, in allem was die Zölle, die Ankunftsabgaben, die Policey, den Preis der Waaren und so weiter betrifft. Er bestimmt den Preis der Lebensmittel, und hat den Vorsitz bei jedem Handel der geschlossen wird. Er hat ein großes Gefolge und viele Unterofficianten, die allein von ihm abhängen; sein Ansehen ist so groß, daß einer sich das Recht anmaßte die Französischen Capitains zu bestrafen, die sich sein Mißfallen zugezogen hatten, und sie von dem Handel auszuschließen, welches diese schwach genug waren, sich gefallen zu lassen. Er war dabei so listig, daß er den andern vorzuspiegeln wußte, daß ihr Vortheil sich vermehre, sobald wenigere am Handel Theil nehmen; durch dergleichen Kunstgriffe und seine Vermessenheit machte er sich so furchtbar, daß keiner ihm zu widerstehen wagte, und er wie ein Despot schaltete

und waltete. Endlich aber kam ein Capitain an, der etwas mehr Einsicht besaß, und den übrigen begreiflich machte, daß nur Eintracht sie gegen Unterdrückung schützen könne; sie unterzeichneten daher einen Vertrag, sich gegenseitig zu unterstützen, und nun war die Reihe an den Mafuc, zu zittern.

Der Makimbo hat blos an der Küste zu befehlen, man könnte ihn mit dem Befehlshaber des Havens vergleichen; der Fischfang, die Piroguen, alles was am Strande befindlich ist, stehen unter seiner Aufsicht. Alle Diebstähle die in dieser Gegend vorfallen, alle Streitigkeiten gehören vor sein Forum, und er entscheidet in diesen Fällen gemeinschaftlich mit dem Mafuc; das heißt, in sofern die Sache nur Schwarze betrifft, denn die Europäer verwerfen seine Autorität, oder erkennen solche nur, wenn er einen Schwarzen bestrafen soll, von dem sie glauben beleidigt zu seyn. Uebrigens ist er auch ein Mäkler, und sein Ansehen hängt größtentheils von der Wichtigkeit seiner Handelsgeschäfte ab.

Der Monibanza hat die Aufsicht über die Einkünfte des Königs; er ist sein eigentlicher Finanzminister. Er besorgt die Hebung aller Auflagen, auch muß er alle Zahlungen leisten.

Der Monibela ist der Bote des Königs, welcher dessen Aufträge an die andern Staatsbedienten ausrichtet; viele Prinzen haben auch ihren Monibela, wie auch der Mambuc, doch führt der des Königs diesen Titel

Vorzugsweise. Sein Zeugniß ist ganz unverwerflich, und es fällt keinem ein, den Auftrag dieses Officianten in Zweifel zu ziehen. Ein Amt wie dieses, ist auch in einem Lande wo aus Mangel der Schreibekunst alle Befehle mündlich ertheilt werden, ganz unentbehrlich. Die kleinern Monibelas führen zum Zeichen ihrer Mission irgend ein Geräthe oder Kostbarkeit ihres Herrn, als einen Rohrstock, einen Ring oder dergleichen; der Herr verabredet sich mit dem, welchem er etwas zu berichten hat, daß er ihm dieses oder jenes zuschicken werde, wenn er ihm etwas anzuzeigen habe, und der Letztere traut keiner ihm überbrachten Botschaft, wenn ihm nicht zuvor der bestimmte Gegenstand gezeigt wird.

Der Monibela des Königs aber steht in so hohem Ansehen, daß man allem was er sagt, Glauben beimißt; das Zeichen seiner Würde ist ein silbernes, sechzehn bis achtzehn Zoll langes, fünf bis sechs Zoll breites Messer; oben rund, durchbrochen, mit Blumenwerk geziert und ohne Schneide. Vor Ankunft der Europäer war dieses Messer von Kupfer, diese aber haben es ihnen von Silber verfertigen lassen. *)

*) Keiner von allen Reisenden nach Congo und Loango hat diese Staatsbeamte und deren Geschäfte beschrieben, außer unserm Verf. und sein Landsmann Proyart. Letzter nennt zwar einige dieser hohen Personen etwas anders, nämlich den Mafuc, M'Fuca, den Macaye, Makaka, allein er erklärt zum Theil ihre Aemter genauer, so ist nach ihm

Der Gouverneuer ist ein Officier, welcher im Namen des Königs in einem ihm zuständigen Dorfe zu befehlen hat. Er hat keinen über sich als den König und den Mambuc in dessen Ländereien. Zuweilen sind die Handelsorte in dem Bezirk seines Gouvernements, alsdenn behauptet der Mafuc seine Autorität in allem was den Handel betrifft, aber alle persönlichen Beleidigungen, alle Streitigkeiten über Grundstücke oder Erbschaften gehören vor dem Gouverneur.

Ich habe oben schon etwas von der Beschaffenheit der Lehnsmänner gesagt, und will hier noch etwas hinzusetzen. Sie haben zwar das Recht ihre Sclaven zu verkaufen, doch thun sie dieses äußerst selten, weil ihr vornehmster Reichthum in ihren Sclaven besteht. Nur in dem Fall daß sie etwas verbrochen haben, pflegen sie sich ihrer zu entäußern. Sonst lassen sie ihnen Gerechtigkeit widerfahren, und wenn sie in Häadel verwickelt sind, die unter eine andre Gerichtsbarkeit gehören, geht der Herr selbst hin und besorgt das Interesse seiner Unterthanen. Er ist sogar für sie verantwortlich bis auf einen gewissen Punkt, das heißt, er bezahlt ihre Schulden, werden diese aber zu beträchtlich, so verkauft er den Schuldner, um jene zu tilgen.

der Macaye, der oberste Kriegs = Befehlshaber, und der Makimba der Oberaufseher über Gewässer und Wälder, über Fischer und Jäger, und ihm muß man die Fische und das Wildpret überliefern, welches für den König bestimmt ist. Proyart. S. 110.

Ein Lehnsmann kann in den Fall kommen, zum Tode oder zur Sclaverey verurtheilt zu werden, und alsdenn hat er das Recht einen seiner Vasallen an seiner Stelle auszuliefern. Man verfällt in die Strafe der Sclaverey, wenn man Blut vergießt. Derjenige, welcher einen andern verwundet, bezahlt dem Beschädigten ein Pack, das heißt, den Werth eines Packs, entweder mit einem Sclaven, (ein Pack *) ist der

*) Da der Verf. den Begriff Pack (paquet) nicht deutlicher erklärt hat, und andere Reisebeschreiber nach Congo und Loango dieses Wort gar nicht kennen, so kann hier nur muthmaßlich angegeben werden, was jene Neger unter Pack verstehen. Da sie kein Geld kennen, so bestimmen sie den Preis einer jeden Waare nach verschiedenen einmal angenommenen Artikeln. Diese sind entweder die oben erwähnten Pagnen, oder Barren von Eisen und Kupfer. Eine Kupferbarre ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts vier Eisenbarren gleich geachtet. Ferner Manilhas, Armbände von Kupfer und die sogenannten Stücke, (pieces) nach dem die Franzosen jede im Negerhandel gebräuchliche Waare schätzen; nämlich, eine Flinte 1 Stück; fünf Pfund Pulver 1 Stück; drei Pfund Flinten- oder Pistolen-Kugeln eben so viel, und 5 Maas Branntwein 1 Stück. (Proyart. S. 135.) Ein Packet aber, wie der Verf. an einem andern Ort beiläufig und ohne gehörige Erläuterung anführt, besteht aus einer größern Menge verschiedener Waaren, oder aus allen einzelnen Artikeln zusammengepackt, wofür er einen Sclaven, Elfenbein oder sonst etwas verkauft hat. Daher besteht ein Packet zuweilen aus vierzehn verschiedenen Artikeln, die zusammen $41\frac{1}{2}$ Stück, oder 84 Pagnen am Werth betragen. Ein Packet kann auch aus weniger Artikeln, und blos aus verschiedenen Zeugen bestehen.

Preis eines Gefangnen) oder an Waaren. Wenn aber der Beleidiger weder Waaren noch Sclaven hat, wird er selbst verkauft.

Der Sohn eines Prinzen kann auch ein Leibeigner werden; es geschieht zwar selten, indem der Vater gewöhnlich dafür sorgt, daß der Sohn ein anständiges Vermögen erhält; überläßt er ihn aber seinem Schicksal, so bleibt ihm nichts übrig, als ein Sclave zu werden, weil er vom Vater nicht erben kann. Wenn er also nicht von einem reichen Bruder erbt, so muß er Schulden machen, und sobald diese den Werth eines Packes betragen, so muß er einen Sclaven stellen, oder er wird selbst verkauft, um die Schuld zu tilgen.

Die Prinzen vom Geblüt haben das Recht, jeden der nicht durch die Geburt ihres Gleichen ist, zu greifen und zu verkaufen; die großen Staatsvasallen können dieses Recht nur über ihre Leibeignen ausüben, und zwar nur auf ihrem eignen Grund und Boden, wenn sie nicht die Einwilligung desjenigen haben, auf dessen Gebiet sich ihr Leibeigner eben befindet.

Durch einen Vertrag mit den ersten Europäern, welche hier Handel trieben, besitzen die Capitains der Schiffe alle Vorrechte der Prinzen vom Geblüt, und können daher innerhalb ihres Bezirks alle Schwarzen ohne Unterschied, die Prinzen vom Geblüt ausgenommen, rauben und verkaufen. Der Strich Landes zwischen ihrem Comptoir und dem Meer in gerader Linie

gehört ihnen so lange sie sich dort aufhalten, und die Autorität des Makimbo hört daselbst gänzlich auf, während die Europäer dort Handel treiben. Wenn also ein Capitain einen Schwarzen in seinem Comptoir packt, kann er ihn durch den zu dem Comptoir gehörigen Strich Landes an Bord schicken, ohne daß sich ihm irgend jemand widersetzen darf.

Dieses Menschenrauben ist leider nur zu allgemein. Viele Schwarze kommen von bloßer Neugierde getrieben, mit den Kaufleuten aus dem Innern des Landes; die Kaufleute benutzen dieses um sie greifen zu lassen und zu verkaufen, und berichten alsdann in ihrer Heimath, sie wären auf diese oder jene Weise gestorben. Das Traurigste für die Menschheit ist dabei daß die Capitains an die man sich wendet um diese Unglücklichen zu greifen, sich keine Mühe geben dem Mäkler sein Vorhaben auszureden; sie sehen bei der ganzen Sache nichts als einen Sklaven mehr zu gewinnen, und anstatt den Vorschlag mit Abscheu zu verwerfen, eilen sie dem Räuber beizustehen und schlagen einen Menschen in Fesseln der eben so frei als sie selbst war.

Wie entsetzlich dieses abscheuliche Verfahren jene Gegenden entvölkern muß, läßt sich leicht denken, und daher findet man ungeachtet der großen Fruchtbarkeit der Weiber, und des schönen Clima, in den drey Königreichen Malemba, Cabenda und Loango die am Umfang gewiß drey französischen Provinzen gleich kamen, höchstens sechshunderttausend Menschen.

Das gerichtliche Verfahren ist hier sehr kurz und einfach. Auf jedes Vergehen gegen die Gesellschaft hat das Herkommen welches hier die Stelle des Gesetzes vertritt eine Strafe gesetzt. Sobald nun ein Verbrechen begangen wird, ist die erste Sorge den Schuldigen zu greifen, dann wird eine Cabale veranstaltet, wo er zugegen ist, und sich vertheidigen kann. Das Gesetz ist ganz deutlich; hat er getödtet, so muß er sterben; hat er jemand verwundet, so muß er einen Sklaven liefern; hat er gestohlen, so muß er Ersatz geben; hat er Ehebruch begangen, so muß er dem beleidigten Ehemann ein Pack bezahlen; hat er einen Schwarzen verkauft der nicht sein Eigenthum war, so wird er getödtet, oder muß einen Leibeignen stellen.

Das Urtheil wird gleich bei der Sitzung gefällt, und stehendes Fußes vollzogen. Wird ein Neger zum Tode verurtheilt, so zerreißt man ihn denselben Augenblick mit einer Wildheit in Stücken, die mit der gewöhnlichen Sanftmuth dieser Nation übel zusammenstimmt. Eine solche Criminal-Cabale unterscheidet sich von jeder andern nur durch den Umstand daß alle Anwesenden bewaffnet erscheinen. Ich war bei einer dieser Art im Jahr 1787 zu Loango gegenwärtig. Der Soldat des Königs hatte einen Schwarzen geraubt der nicht sein Leibeigner war, und ihn durch seinen Neffen verkaufen lassen. Die Familie klagte darüber bei dem Mafuc, auf dessen Gütern sie wohnte. Es ward eine Cabale veranstaltet, und der unglückliche Soldat strebte vergebens, sich zu rechtfertigen; das

Ansehen des Mafuc, der Kläger und Gutsherr der beleidigten Familie, auch vermöge seines Amts Richter zugleich war, drückte ihn zu Boden. Das Urtheil befahl ihm seinen Neffen an seiner Stelle auszuliefern; dies geschah, und der Unglückliche ward in einem Augenblick zerstückt. Keine Kannibalen hätten mit mehr Wuth zu Werke gehen können. Ich hatte den Muth diesem schrecklichen Schauspiel bis ans Ende beizuwohnen, um zu sehen, was daraus werden würde, und ich muß zu ihrer Rechtfertigung sagen, daß weit entfernt das geringste Verlangen zu bezeigen ihr Schlachtopfer zu verzehren, eilte ein jeder der an seinem Tode Theil genommen hatte, sich vom Blute rein zu waschen. Die Glieder des Unglücklichen wurden gesammelt, und den Raubvögeln zur Beute an einem Palmbaum aufgehängt.

Vierter Abschnitt.

Häfen von Loango. Nachricht vom dortigen Negerhandel.

Französische Schiffe segeln auf zweien Straßen nach Loango, die man die große und die kleine heißt. Auf der ersten fährt man zwischen den Capoverdischen Inseln und dem Vorgebirg dieses Namens, um die Linie unter 25° westlicher Länge von Paris zu durchschneiden, und den Passatwind zu erreichen, der die Schiffe nach Brasilien bringt, und von hier gelangen,

sie mit westlichem Winde zum Ort ihrer Bestimmung. Auf der kleinen Fahrt durchschifft man denselben Kanal, und sucht so bald man aus der Region der Passatwinde ist, sich ostwärts zu halten um das Cap Lopes Gonsalves zu erreichen, und segelt sodann weiter. Die große Straße erfordert zwar eine längere Zeit, sie ist aber sicherer weil man auf derselben weniger den Windstillen und Seeströmen ausgesetzt ist, auch hat es sich wohl ereignet daß Schiffe auf der kleinen Fahrt eilf Monate zugebracht haben.

Auf der kleinen Fahrt gelangt man jenseit des Cap Lope Gonsalvez zuerst nach St. Catharina, einer kleinen Bay, welche von den Portugiesen ihren Namen erhalten hat. An derselben liegt ein kleines elendes Dorf, dessen Oberhaupt sich längst der Herrschaft des Fürsten von Majomba entzogen hat. Man findet blos Wasser, auch kann man bisweilen höchstens ein Dutzend Neger eintauschen. Den Einwohnern ist wegen ihrer Bösartigkeit nicht zu trauen, daher verlohnt es sich der Mühe nicht hier vier und zwanzig Stunden anzuhalten.

Von hier gelangt man südwärts nach Majomba ebenfalls an einer Bay 3° 30′ südlicher Breite belegen. An der nordöstlichen Seite dieser Bay erhebt sich eine Klippe, nahe bei derselben ist das Meer sechs Klafter tief oberhalb der Klippe aber nur zwei Klafter. Dies ist die einzige, welche man vom Kap Gonsalvez bis Loango antrifft. Finden sich gerade in Majomba Neger-Kaufleute, die mit ihren Waaren nach andern Seeplätzen rei-

sen wollen, so kann man wohl hundert Sclaven erhandeln, sie sind aber von zärtlicher Leibesbeschaffenheit, werden auch leichter als andre Neger vom Scharbock ergriffen. Man könnte hier auch wohl andere Waaren eintauschen, weil die Neger von Majomba sich durch Klugheit vor den übrigen auszeichnen. Sie verarbeiten Kupfer, und sammeln das Elfenbein, welches in den andern Häfen vertauscht wird, auch haben sie zuweilen Gummi Senegal zu verkaufen. Da hier sicher zu ankern ist, und die Einwohner von Natur gutmüthig sind, so kann ein kleines Schiff das etwa zweihundert Neger laden kann, hier wohl die Hälfte einnehmen, und die übrigen hernach im Hafen Loango eintauschen.

Weiter gegen Süden ergiest sich der Fluß Quilomba in den Ocean. Dieser Landstrich ist dem König in Loango unmittelbar unterworfen. Er hält hier auch einen Mafuc weil der Fluß bisweilen des Negerhandels wegen von Schiffböten besucht wird, welche man dorthin von der Stadt Loango abschickt. Der Fluß ist wegen einer Sandbank nur mit Gefahr zu beschiffen, daher bringen die Einwohner Lebensmittel und Negersclaven an das Schiff, ihre Pirogen scheitern aber oft bei der Ueberfahrt, und der ganze Handel wird am Bord des Schiffes betrieben.

Südwärts fünf Meilen weiter von diesem kleinem Fluße kömmt man nach Loango. Diese Bucht erkennt man bald an der rothen steilen Küste, wo um acht Uhr Morgens die Sonnenstrahlen so stark abprallen, daß

die ganze Gegend in Flammen zu seyn scheint. Der Negerhandel ist hier sehr abwechselnd, und ein großes Schiff darf hier nicht ankern, ausgenommen, wenn vor ihm schon Negerschiffe in den andern Häfen angekommen sind, und es mit diesen seiner Waaren wegen nicht Concurrenz halten kann. Die Einwohner von Loango nehmen mit schlechten Waaren vorlieb, und ist ein Schiffscapitain verschlagen genug, so kann er dort den Handel der benachbarten Plätze an sich ziehen.

In Loango wird der Handel auf einem kleinen Berge am Ufer des Meeres getrieben, weil man die Küste für ungesand hält, des Nachts wagt man nicht am Lande zu schlafen, und läst daher Geräthschaften und Waaren dort zurück, wenn man sich des Abends wieder an Bord begiebt. Ich bin aber immer am Lande geblieben, und habe meine Wohnung bald in der Stadt Loango, bald anders wo bei einem meiner Mäckler genommen. Die hier erkauften Sclaven gehören zu den Negervölkern, Monteke, Majomba oder Quibonga. Die letztern sind schöner, stärker und vorzüglicher, als die übrigen, nur sind sie nicht in Menge zu haben. Die Sclaven von Majomba kann man zwar in größerer Menge kaufen, allein sie sind von geringerm Werth, haben eine schmale Brust, schwache Nerven und schlechte Zähne.

Die von Monteke sind eine gute verkäufliche Waare nur haben sich diese Neger die Zähne befeilt, um sie spitzer und schärfer zu machen. Man hat sie daher ohne Grund als Menschenfresser verrufen. Loango liefert and

gefehr den vierten Theil aller Sclaven dieser Küste. Von der Quibonga-Nation kömmt der sechste Theil der nach Westindien bestimmten Sclaven, und der Ueberrest von Majomba. Sechszehn Meilen südwärts von Loango liegt Malemba, aber in einer offenen Rhede. Man erkennt die Gegend bald an den hohen Gebirgen von Cacongo. Malemba selber hat seinen Namen von einem ansehnlichen Berge erhalten, auf dem die europäischen Negerhändler ihre Handelsbuden aufgeschlagen haben, daher noch zwei steile Abhänge der holländische und französische genannt werden. Die benachbarte Gegend ist überflüssig mit Gemüsen, Ziegen, Schweinen und Geflügel versehen, auch liefert ein benachbarter See die herrlichsten Fische. Der Platz wo hier der Handel mit den Eingebornen getrieben wird, ist sehr ungesund, und hat daher den Namen des Paradieses erhalten. In dieser Gegend wohnt auch der Mafuc. Der Mambuc hingegen oder der künftige Thronerbe von Loango hat seine Residenz etwa vier Meilen von den Handels-Logen angelegt. Seine Wohnung ist nach Art der oben beschriebenen Häuser der Europäer (Gimbangen) erbauet, und mit Tapeten, Stühlen, Sofas und Betten meist von Sammt meublirt. Er ist ein großer Liebhaber von Wein, und der Europäischen Küche, deswegen hat er einen von seinen Leuten nach Frankreich geschickt, um sich als Koch auszubilden, und man speist bei ihm so gut und geschmackvoll, als irgend jemand in diesem Lande und in einer solchen Hütte erwarten dürfte.

Hier werden die besten Neger eingehandelt. Sie sind gutartig, ruhig, stark und ausdauernd, und recht zur Knechtschaft geschaffen, so daß sie mit ihrer Lage als Sklaven zufrieden scheinen, und deswegen in St. Domingo sehr geschätzt werden. Sie sind auch gute Arbeiter, wenn sie nur Tabak und Bananas haben.

Fünf Meilen südwärts von Malemba liegt die kleine Bucht Cabenda. Sie hat eine treflliche Lage, das Meer ist immer ruhig, und daher das Landen äusserst bequem. Die Gegend umher ist einladend und sehr fruchtbar. Man erkennt Cabenda an einem hohen zuckerhutförmigen Berg. Er steht einzeln und ist bis zum Gipfel mit Bäumen bewachsen. In dieser Bucht ergießt sich ein kleiner Fluß, der kaum die Schiffsböte in seiner Mündung aufnimmt, welche hier Wasser schöpfen wollen. Hier haben die Portugiesen verschiedentlich versucht sich nieder zu lassen. Sie hatten dort vor langer Zeit ein Fort erbauet, das aber längstens geschleift ist. Während des letzten amerikanischen Krieges versuchte der Gouverneur von Loanda, der portugiesischen Hauptvestung in Congo, die Abwesenheit der Franzosen zu bennutzen, und eine von seiner Nation längst verlassene Vestung wieder in Stand zu setzen. Wie daher französische Schiffe nach dem Frieden Malemba wieder zu beschiffen anfiengen, so wurden sie zum großen Erstaunen der Befehlshaber mit Kanonen zurückgewiesen. Die Negerhändler beschwerten sich also in Versailles und der Seeminister ließ den Herrn von Marigny nebst einigen armirten Fahrzeugen ausrüsten,

um die Portugiesen aus Malemba zu vertreiben. Dies kostete auch wenig Mühe und bei der zweiten Aufforderung capitulirte die portugiesische Besatzung. Sie ward nach Loanda zurückgeschickt, und die Vestung zerstört, es ist aber wahrscheinlich, daß diese Nation sie bei der ersten Gelegenheit wieder herstellen wird.

Die Neger von Cabenda sind nördliche Nachbaren des Landes Sogno, das von ihnen durch den Zairefluß geschieden wird. Die Einwohner von Sogno sind wegen Behandlung der Portugiesen sehr feindselig gegen alle Weißen gesinnt, und die Einwohner von Cabenda haben etwas von diesem Hasse angenommen. Die Händel unter den Negerfürsten, sind in dieser Gegend auch so häufig, daß den einländischen Kaufleuten häufig der Weg versperrt wird, ihre Waaren nach der Küste zu schaffen. Der Mambuc von Cabende hat es auch wohl gewagt, französische Schiffscapitains festsetzen zu lassen. Sonst werden hier viele Congoneger erhandelt, die eigentlich für Malemba und die Häfen von Sogno bestimmt sind, und unter diesen viele Mondongen.

Die Neger von Sogno sind meist von rother Farbe und gut gebauet, aber feige und verrätherisch. Es ist kaum zu erklären, warum die Missionarien Sogno vorzüglich für ihr Bekehrungswerk gewählt haben, da sie doch so wenig bisher ausrichten konnten, und die dorthin gelangten Geistlichen entweder getödtet oder vergiftet wurden. Die Sclaven von Sogno stehen wegen ihrer Treulosigkeit auch in so schlechtem Ruf, daß man

sie nicht anders, als geschlossen nach Amerika verschifft.

Die Mondongen sind gute und schöne Neger, welche sich wie ihre Nachbaren die Montekken tattowiren. Sie befeilen ebenfalls ihre Zähne, und sind daher bei den Missionarien in den ungegründeten Verdacht gekommen, als ob sie Menschenfresser wären. Sie tattowiren sich nicht blos das Gesicht, sondern zerschneiden sich auch die Brust, so daß sie ganz zerfetzt oder beinahe brodirt aussehen. Viele von ihnen schneiden sich auf dem Bauch drei breite Querstreifen, die Wunde wird hernach von neuen aufgerissen, so daß aus diesen Streifen allmälig hervorragende Schwielen entstehen, und die Neger große Schmerzen leiden müssen, ehe sie diese Zierathen vollendet haben.

Man findet unter den Negern, selbst unter den Kindern viele Beschnittene, auch ist dieser Gebrauch nicht auf einzelne Völkerschaften eingeschränkt, sondern auf alle welche den Europäern Sklaven liefern. Beinahe die Hälfte einer jeden Schiffsladung ist beschnitten, und die meisten derselben liefert Majemba. Fast möchte man glauben, daß sie die Beschneidung von ihren Nachbaren den Mahometanern angenommen hätten, ich habe aber nach genauer Erkundigung erfahren, daß sie damit keine religiöse Idee verbinden, sondern dieses eine bloße Mode ist.

Weiter südwärts gelangt man zum Flusse Zaire, den man bald an seinem reißenden Strom erkennt,

der vielen rothen Sand mit fortschwemmt, von welchem das Meer in einer ansehnlichen Entfernung eine rothe Farbe angenommen hat. Der Zaire wird wenig besucht, und daher ist sein Lauf unbekannt. Man muß ihn mit großer Vorsicht beschiffen, doch sollen ihn sonst die Engländer befahren haben. Etwas südlicher entfernt liegt die Rhede Ambriz 7° 20′ südlicher Breite. Hier laufen jährlich nur zwei Schiffe ein, die sich aber nicht länger als acht und vierzig Stunden aufhalten, weil der Negerhandel hier von keinem Belange ist. Die Neger von Ambriz messen die eingetauschten Zeuge nicht nach, daher sie nie das richtige Maas derselben erhalten, dadurch wird auf den Schiffen viel erspart, denn für das an jedem Stücke Cattun oder Leinwand fehlende werden andere Waaren eingetauscht. Man setzt hier verdorbene Zeuge ab, schneidet die Seite ab, wo sie beschädigt sind, und doch gelten sie für ganze Stücke. Ein Schiff kann hier etwa funfzig Sklaven eintauschen, diese sind sanft, dumm und ohne Mißtrauen.

Etwas weiter südwärts befindet sich der kleine Fluß Massula, aber er wird selten besucht weil er in der Nachbarschaft der portugiesischen Posten fliest, hier gewöhnlich eine Corvette dieser Nation vor Anker liegt, und man Unannehmlichkeiten ausgesetzt ist.

Der Kapitain eines Negerschiffs muß vor der Abfahrt aus Europa wissen, für wie viel verschiedene Artikel oder Waaren er einen Neger eintauschen kann. Im Durchschnitt erhält er für vierzehn einzelne Artikel, an

verschiedenen Zeugen, Säbeln, Flinten, Pulver, Messer, Trinkgefäßen ꝛc. einen Sklaven. Will er also fünfhundert Neger einhandeln, so muß er Anfangs nicht mehr als zwölf diverse Waaren für jeden hingeben, und zuletzt etwa sechszehn. Kinder beiderlei Geschlechts kosten ihm oft nur die Hälfte; was er über diesem Preis von seiner Ladung weggiebt gehört dem Mafuc mit dem er sich deswegen vergleicht, theils um einen Nebenbuhler zu entfernen, theils um die nöthige Zahl seiner Neger möglichst bald voll zu machen. Bisweilen kann der schwarze Sklavenhändler auch eine schon behandelte Waare gegen eine andere vertauschen, die entweder gleichen oder geringern Werth hat. Nur muß er solche, oder die theurern einzubehalten, oder am längsten aufzusparen suchen, die im Handel neun Pagnen gelten. Ein Stück von Indien, oder ein Neger von fünf Fuß, kostet vierzehn verschiedene Artikel doch werden sechs Messer, zwei Hüte, vier Flaschenkeller Branntwein, oder so viel man auch an einzelnen Waaren aussucht, jede Sorte nur für einen Artikel gerechnet. Hält der Sklave aber das obige Maas nicht, oder hat einen Fehler, schielende Augen, fehlende Zähne, so werden immer einige Waaren von dem bedungenen Preise abgezogen. Wären die europäischen Negerhändler nur mit einander einverstanden, so könnte man in Africa sehr wohlfeil Sklaven eintauschen, und sie würden nicht so sehr im Preise steigen. Aber jeder ist nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht, sucht seinen Nebenbuhler zu betriegen, caballirt mit den schwarzen Kaufleuten um Vorzüge vor den übrigen Capitains zu erhalten, bietet

auch wohl über den gewöhnlichen Preis in der Erwartung, daß seine Concurrenten soviel nicht bezahlen werden. Daher bezahlt man einen Neger statt vierzehn, wohl mit zwei und zwanzig verschiedenen Artikeln. Die Eifersucht und der Neid der weißen Kaufleute gehen so weit, daß sie einander blos zu hintergehen suchen. Jeder verheimlicht dem andern wie viel Neger und zu welchem Preise er sie gekauft habe, oder welcher Mäkler seine Kunden am besten bediene.

Sobald ein Schiff auf der Küste anlangt, ist die erste Sorge des Befehlshabers, sich eine Wohnung zu verschaffen. Die dazu nöthigen Hütten besorgt der Mafuc gegen Bezahlung, und der Schiffszimmermann muß die Guibange oder das Wohnhaus des Kapitains errichten. Alles zusammen kostet anderthalb bis zwei Pack. Sobald alles fertig ist, wird die Trommel durch alle benachbarte Negerdörfer gerührt, um anzuzeigen, daß ein Handelsschiff angekommen. Hierauf fordert der Mafuc den Zoll und die Geschenke. Der erste besteht in vier bis fünf diversen Sorten von Waaren und einigen Kleinigkeiten, und die Geschenke in einem Flaschen-Keller mit sechs Bouteillen Branntwein, und einigen Artikeln vom Werthe eines halben Stückes. *)

*) Branntwein, wie der Verf. schon häufig bemerkt hat, ist bei den vornehmen Negern ein so außerordentlich beliebter Handelsartikel, daß sie den Beinamen Tooda, d. i. Branntweinsäufer, Trunkenbold für den größten Ehrentitel halten. Vor ungefähr dreißig Jahren pflegte der König von Aquambo auf der Kuste von Guinea jährlich

Hierauf erscheinen die Mäkler, die man aber genau kennen muß, um von ihnen nicht angeführt zu werden. Sie erhalten allerlei Waaren zum voraus, die man aber sorgfältig anschreibt, um den Betrag derselben hernach bei Bezahlung der Courtage wieder abzuziehen. Ein betrügerischer Mäkler den man nicht kennt, macht die größten Versprechungen und läßt sich eine Menge Waaren im Voraus geben, die, wenn er keine Sclaven schafft, häufig verloren gehen. Man muß einem solchen daher nicht zu viel trauen, hingegen auch den guten nichts versagen, um sie nicht zu beleidigen, und den Handel gar aufzugeben. Sobald die Mäkler die verlangten Waaren erhalten haben, bringen sie bald dafür Neger zurück, aber anfangs bloßen Ausschuß, den man aber auch gegen die schlechteßten Waaren eintauscht.

Die Kaufleute führen die Sclaven aus einer großen Entfernung herbei, die aber, sie mögen her kommen wo sie wollen, dieselbe Sprache reden, und sich nur durch Accent und Aussprache von einander unterscheiden. Die Sclaven werden auf mancherlei Art aus dem Innern des Landes nach der Küste getrieben. Oft dienen zwanzig Kaufleute drei oder vier Sclaven zur Bedeckung. Fünf dieser Führer gehen voran, welche die mit Stricken

so viel Branntwein an seinem Hofe zu verbrauchen, daß er dafür 2000 Sclaven und darüber bezahlen mußte. Guide du Commerce de l'Amerique principalement par le Port de Marseille. T. II. S. 288.

von Aloefasern gebundenen Sclaven hinter sich herziehen, die Weiber gehen ganz frei, und die andern folgen. Da die Wege sehr schmal sind, und oft nur einer auf einmal durchkommen kann, so ist es schwer zu entwischen. Viele Sclaven folgen den Kaufleuten ohne Widerstand, und lassen sich mit Freuden verkaufen. Diese werden nicht gebunden und leben unterwegs mit den schwarzen Kaufleuten als Cameraden. Den Widerspenstigen hingegen, werden die Hände auf dem Rücken gebunden, und diese so fest zugeschnürt, daß sie alles Gefühl verlieren und oft zwei Tage nach dem Verkauf keine Hand rühren können. Manche suchen sich dennoch loszumachen, oder widersetzen sich ihren Entführern nach Möglichkeit. Diese müssen eine hölzerne Gabel tragen, die hinten am Nacken durch einen Schieber oder starken Riegel verschlossen ist, so daß sie den Kopf nicht durchziehen können. Das Ende des Stiels der Gabel trägt der Führer des Sclaven, und da Letzterm die Gabel selber an und um den Hals befestigt ist, so kann der Führer den Sclaven bei der geringsten Bewegung zu Boden werfen, oder gar erwürgen. Der Nagel oder Schieber hinten am Halse ist so fest eingenietet, daß man den gekauften Sclaven lieber den einen Zacken der Gabel absägt, als sich die Mühe nimmt, den Schlußnagel herauszuziehen. Manche Sclaven verlieren in den Häusern der Weißen ihre Freiheit auf eine gewaltthätige Art. Der schwarze Kaufmann lockt einen Neger in die Wohnung eines fremden Weißen, ihn mit Branntwein zu bewirthen. Mit dem Weißen verständigt er sich durch Zeichen, ob ihm der Mann

ansteht oder nicht. Wird der Neger gut gefunden, so legt man ihn sogleich in Fesseln, achtet gar nicht darauf daß er ein freier Mann war, läßt ihn genau untersuchen, führt ihn hierauf in die Bombe, und das Boot liefert ihn den andern Tag am Bord des Schiffes ab, wo an keine Befreiung zu denken ist.

Die Bombe ist ein festes Gefängniß am Lande, welches die Weißen entweder wegen seiner Dunkelheit so nennen, oder bei den Negern ein Mann Bombe oder Bomba heist, den der Mafuc den Kapitänen während der Zeit ihres Aufenthalts überläßt, um die Sklaven auf dem Schiffe singen und tanzen zu lehren, und sie in Ordnung zu halten.

Die Bombe ist ein Gefängniß unter dem Comtoir oder der Wohnung des Schiffscapitains, von starken Baustämmen errichtet. Wenn die Sklaven des Abends ankommen, werden sie hier während der Nacht aufbewahrt, und der Kapitain, der über diesem Kerker wohnt, hört durch den leichten Fußboden seiner Wohnung die Klagen und Seufzer seiner Gefangenen über ihr trauriges Schicksal. Denn viele glauben, sie würden von den Weißen gefressen, und wenn man sie auch zu beruhigen und zu trösten sucht, so bilden sie sich dennoch ein, dies geschehe, um zu verhindern, damit sie nicht durch Abhärmen all zu mager würden.

Sobald ein Sklave dem Schiffskapitain zum Verkauf gebracht wird, übergiebt dieser ihn seinem Schiffs-

wundarzt, der die Augen, Zähne, Hände, Beine ꝛc. aufs genaueste untersucht. Die Betrügereien der schwarzen Kaufleute machen diese Vorsicht nothwendig. Ich hatte einem Mäkler verschiedene Waaren vorgestreckt, ohne von ihm Sclaven zu erhalten. Ich warf ihm seine Nachlässigkeit vor, und drohete, dem Mafuc eine Anweisung auf ihn zu geben, worauf er sogleich seine Schuld abzutragen versprach, und Wort hielt. Er hatte aber nur einen alten Neger von guten weißen Zähnen aufgetrieben, den aber wegen seiner Jahre kein Schiffer gekauft haben würde. Diesem rasirte er Haare und Bart sauber ab, schwärzte ihn mit Schießpulver, so daß der Sclave ein schöner Neger ward, und den aufmerksamsten Käufer betriegen mußte. Ich kaufte ihn also, allein zwei Tage darauf wurden die weißen oder grauen Haare bald sichtbar. Seitdem hatte ich immer warmes Wasser zur Hand, und ließ jeden Neger, der mir verdächtig schien, abwaschen oder vielmehr abscheuern.

Ist die Untersuchung geschehen, so erfolgt die Bezahlung, die gewöhnlich gegen Ende des Handels aus einem Pack von vierzehn vorher ausgesuchter Artikel, vorzüglich von der bessern Art besteht, um die Abreise zu beschleunigen, weil die Erhaltung der Sclaven auf dem Schiffe kostbar ist. Bei den Schnittwaaren oder Zeugen werden die Neger aber sehr betrogen, weil sie nicht das vorgeschriebene Maaß halten. Aber sie sind auch klüger geworden, und bestimmen die Länge der Zeuge ganz genau. Man kann daher die Neger nur in

Gedächtnißsachen anführen, weil sie nicht schreiben, auch nicht Rechnung halten können. In den Packen sucht man vorzüglich Waaren von geringern Werth anzubringen, die theurern oder diejenigen, welche neun Pagnen am Werth betragen, zurück zu behalten, um bei vorfallender Gelegenheit gut assortirt zu seyn. Ein Pack von vierzehn Artikeln ist daher bald mehr, bald weniger werth, nachdem solches viele Guineen *) oder andere theure Zeuge enthält.

Der Capitain verzeichnet das Pack, aus den erhandelten Waaren bestehend, auf einer Schiffertafel, die er dem Mäkler giebt. Dieser bringt die Tafel dem Schiffslieutenant, welcher den Mäkler bezahlt, die Waaren aufschreibt, auch das Pack und den Sclaven numerirt. Jeden Abend wird genaue Rechnung gehalten, die verkauften Waaren mit den übriggebliebenen verglichen, und Einkauf und Bezahlung in die Bücher getragen. Hat der Mäkler das Pack erhalten, so überliefert er solches den schwarzen Kaufleuten, denen die Sclaven vorher gehörten. Von diesen wird jede Waare sorgfältigst untersucht, und wenn sich in den Zeugen ein Loch oder ein kleiner Schaden findet, sogleich zurückgegeben. Doch werden sie wieder ange-

*) Guineen sind bunte ostindische oder auch europäische Cattune, 13 bis 14 Ellen lang und beinahe zwei Ellen breit. Weil sie in Guinea starken Abschnitt finden, haben sie den Namen von dieser Küste erhalten. Ein solches Stück gilt im Negerhandel 27 Pagnen.

nommen, wenn man ihnen einige Messer oben drein giebt. Der Mafuc erhält gewöhnlich an Mäklergebühren von jedem Sclaven zwei bis drei Stück, und überdem ein Geschenk von zwei andern Stücken. *) Hat er also zwanzig Sclaven verhandelt, so erhält er beinahe hundert Stück (pieces) für eigene Rechnung. Am Ende des ganzen Handels oder vor Abfahrt des Schiffs, zieht man diese Stücke von den Waaren ab, die er abschläglich oder während des Handels voraus erhalten hat. Bei dieser Rechnung aber wird er gewaltig betrogen.

Verlangt ein Mäkler Waaren zum voraus, so läßt man sie ihm unweigerlich verabfolgen, und er kann zum vierten- und fünftenmale dergleichen bekommen. Es werden aber immer mehr angeschrieben, als er wirklich empfangen hat, und ohne ihm zu sagen, was er schuldig geworden. Einige Zeit hernach befrägt der weiße Kaufmann ihn, wie viel glaubst du wohl für deine Rechnung schon erhalten zu haben. Der Neger,

*) Bei Bestimmung der Europäischen Waaren setzt Herr Degrandpré zu viel bei seinen Leser voraus, oder bezeichnet den eigentlichen Werth der Waaren bei den Negern nicht allemal deutlich. Daher man oft nicht weiß, ob man unter Stück, einen einzelnen Artikel, wie Branntwein, Pulver rc., oder ein sogenanntes Stück verstehen soll, das aus mehreren Waaren besteht, und von drei bis zu neun Pagnen berechnet wird. Es war daher für den Uebersetzer nicht leicht, jedesmal die Meinung des Verf. zu errathen.

der durch diesen Handel noch mehr zu gewinnen hoft, sagt oft doppelt so viel vorausgenommen zu haben, als er wirklich empfangen. Weit davon entfernt, ihn aus seinem Irrthum zu reissen, rühmt der weiße Kaufmann vielmehr sein trefliches Gedächtniß. Du hast völlig Recht, sagt dieser, und trägt hierauf die anerkannte Anzahl Waaren in die schon vorher vergrößerte oder verfälschte Rechnung ein. Findet der Neger etwa hernach seine Rechnung allzuhoch angeschwollen, und beschwert sich darüber, so sagt man ihm, du hast ja selber so und soviel eingestanden, und da er sich nicht zu helfen weiß, und das Gegentheil nicht zu erweisen vermag, muß er sich endlich zufrieden geben, und den Schaden tragen. Andere, die verschmizter sein wollen, schlingen soviel Knoten in die Schnüre ihrer Gürtel, als sie Waaren im Voraus nehmen, diese sind freilich schwerer zu betriegen. Da sie die Waaren aber bisweilen durch ihre Leute abholen lassen, oder mit mehreren Schiffen zugleich Verkehr treiben, verwirren sie sich bei ihren Knoten, oder verwechseln den einen Gürtel mit den andern, so daß man sie leicht überführen kann, sie hätten zu wenig Knoten gemacht. Hat das Schiff nun seine ganze Ladung eingenommen, so läßt man abermals die Trommel rühren, um alle Mäkler am Bord zu rufen, und sich mit ihnen zu berechnen. Dies kann aber selten ohne Zank und Hader beendigt werden, und oft werden mehrere Schiffscapitains herbei gerufen, um die Forderungen der verschiedenen Mäkler zu berichtigen. Die Streitigkeiten wegen der sogenannten Landeskinder sind am schwersten zu schlichten. Zuweilen

braucht ein Negermäkler zu seinem Handel ein ganzes Pack Waaren, welches man ihm aber, als einen zu grossen Vorschuß verweigert. Weil er nun die Waaren nothwendig haben muß, so stellt er dagegen einen Bürgen, der des Mäklers Freund, Verwandter oder Unterthan ist, und auf der Küste den Namen Landskind (fils de terre) führt. Kann der Mäkler den Bürgen nicht durch Zahlung befreien, so muß dieser als Sclave die Reise nach St. Domingo machen. Der Mäkler schreit zwar dagegen, und verlangt die Waaren von seinen Mäklergebühren abzuziehen. Dies verweigert der Capitain, entweder weil er ihm nichts schuldig zu sein glaubt, oder wenn er ihm auch schuldig ist, dennoch das Pack nicht zurück nehmen will, weil es ihm um Sclaven zu thun ist, er auch wohl in den Fall kommen kann, manches Pack Waaren zurück nehmen zu müssen. Jetzt bleibt dem armen Mäkler nichts weiter übrig, als auf den andern Schiffen einen Sclaven zu erbetteln, den er auch noch erhält, wenn er seinen Freund dafür als Geissel zurück läßt. Weil nun diese Landskinder nach und nach auf sieben bis acht Schiffen Arrest halten müssen, so sterben sie zuletzt am Schaarbock.

Die nach Westindien bestimmten Negersclaven sind auf dem Schiff ganz ohne alle Bekleidung. In der Mitte des Verdecks ist eine acht Fuß hohe, bretterne, mit starken Nägeln beschlagene Scheidewand aufgeführt, um beide Geschlechter von einander abzusondern. Zwei Mann stehen auf einer Gallerie beständig Wache, um

die Neger zu beobachten. Auch hat man in dieser Schanze Löcher für zwei Kanonen angebracht, um sie auf die Sclaven bei dem geringsten Aufruhr abzuschießen. Ihre Nahrung am Bord des Schiffs besteht aus zwei Mahlzeiten von gekochten Bohnen mit Salz und Pimento *) gewürzt. Diese Speise ist sehr gesund, und erhält die Neger auf der Reise ziemlich wohl belebt. Ihr Getränk besteht aus bloßen Wasser.

Jeder Sclave trägt am Halse seine Nummer auf ein Stück Blei oder Holz gezeichnet, auch einen Löffel an einem Faden, aus der Fächerpalme gedreht. Man giebt ihm zuweilen auch etwas Toback zum rauchen, daher die Nummer, der Löffel, die Pfeife und der Toback die einzige Bedeckung ihrer Blöße sind. Den Toback giebt man den Sclaven, weil man dadurch dem Schaarbock vorzubeugen glaubt. Man nimmt auf der Reise auch viele Palmenfasern mit, um die Neger zu beschäftigen,

*) In der Urschrift wird der africanische Pfeffer immer Pimento genannt. Ob der Pimentobaum auch im westlichen Africa wächst, ist noch nicht ausgemacht. Proyart will ihn zwar in Loango gefunden haben, aber seine Beschreibung paßt auf den westindischen Pimento nicht; man weiß aber, daß dort mehrere Pfeffergattungen, wie schwarzer Pfeffer, eben so scharf und beißend wie der indische, Cajennepfeffer und Paradieskörner in Menge gefunden werden. Letztern scheint der Verf. unter Pimento zu verstehen, die während der ersten portugiesischen Schiffahrten in Menge ausgeführt, und hernach von dem ostindischen Pfeffer verdrängt wurden. Jene Körner heißen auch Malagetta, und beim Linné, Amomum grana Paradisi.

theils allerlei Thauwerk für das Schiff zu verfertigen, theils Hüte oder Körbe daraus zu flechten. Für diese Arbeiten wird ihnen dann und wann Zwieback und Branntwein gereicht. Sie schlafen in dem Zwischendeck auf dem bloßen Boden. In der Mitte dieses Behältnisses ist oben eine Oefnung, acht Fuß breit und mit einem starken hölzernen Gitter bedeckt, um Licht und Luft herein zu lassen. Auf der Schiffsschanze richtet man ein Behältniß für die Kranken ein, die gut gepflegt werden. *) Es ist gebräuchlich, die männlichen Sclaven an Hand und Fuß aneinander zu fesseln, wenigstens funfzig der stärksten Neger. Auf meinem Schiffe ist dieses jedoch nie geschehen, meine Neger sind immer frei geblieben, und ich habe nie Ursache gehabt, meine Abweichung von der Regel zu bereuen, indem meine Sclaven an Bord nie einen Aufstand versucht haben.

*) Auf den wenigsten Sclavenschiffen werden die Neger während der Reise auf die oben beschriebene Art behandelt. Man darf nur darüber Falconbridges Nachricht vom Sclavenhandel auf der Küste von Africa, Leipzig 1790 nachlesen. Will man sich überzeugen, wie enge und eingezwängt sie in dem ihnen angewiesenen Raum liegen müssen, so daß sie nicht einmal aufrecht sitzen können, so giebt davon Wadstroms Abbildung des Innern eines Negerschiffs im Essay on Colonisation. T. II. die deutlichste Ansicht.




Biblioteka Główna UMK
300052361331



